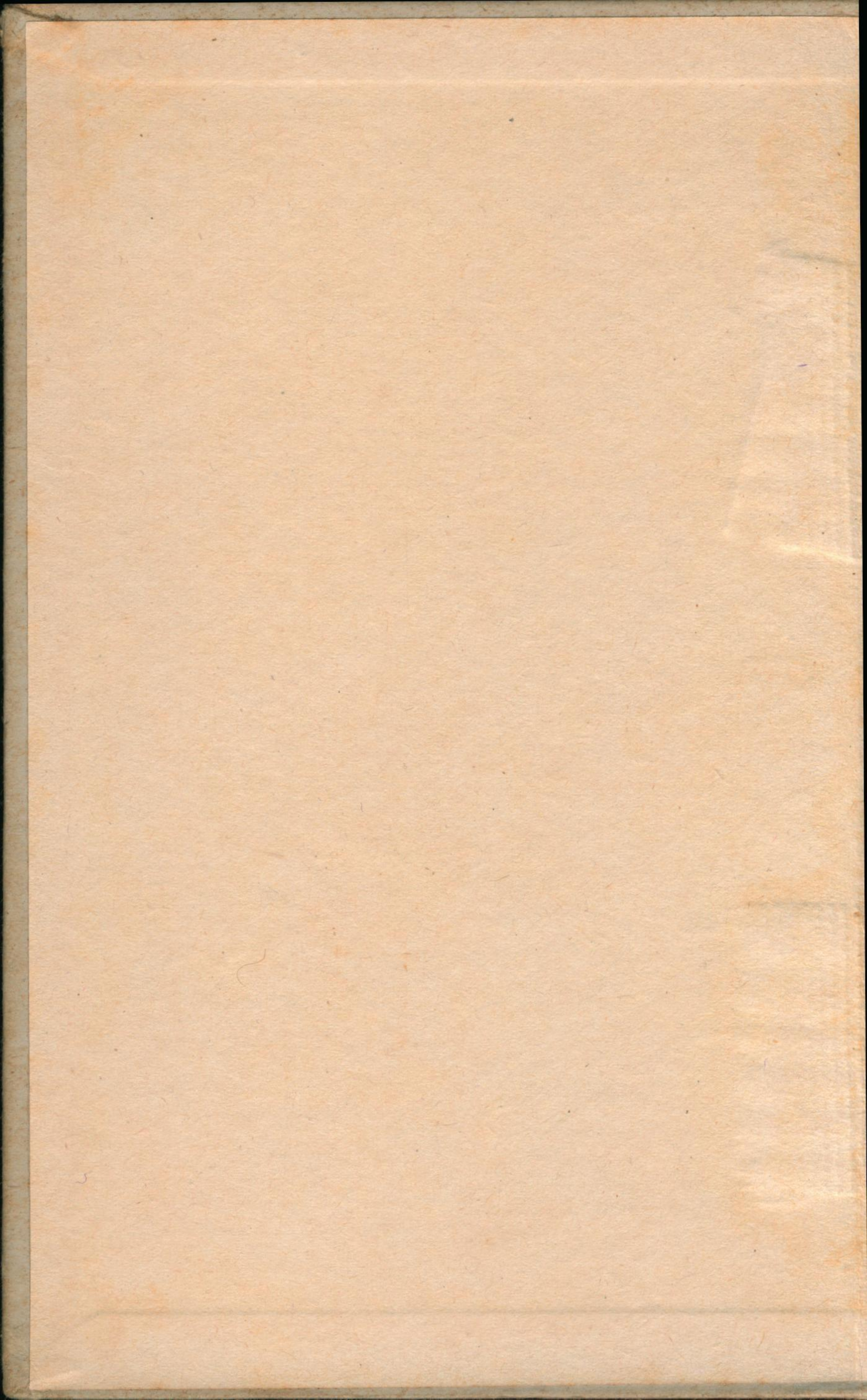
Kratzmann / Kampf unter Sternen

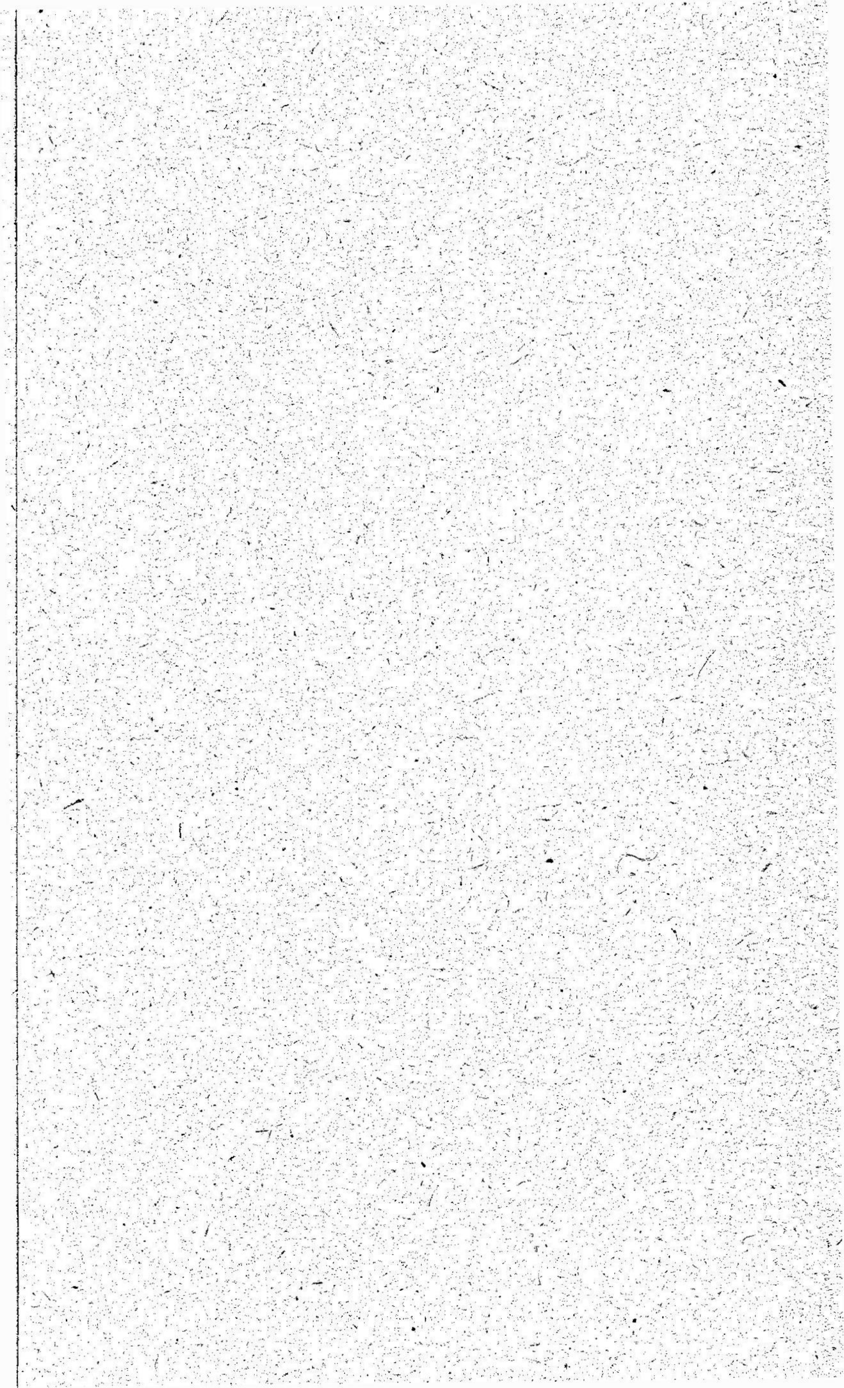
Ernst Kratzmann

Kampf unter Sternen



Wiener Verlagsgesellschaft

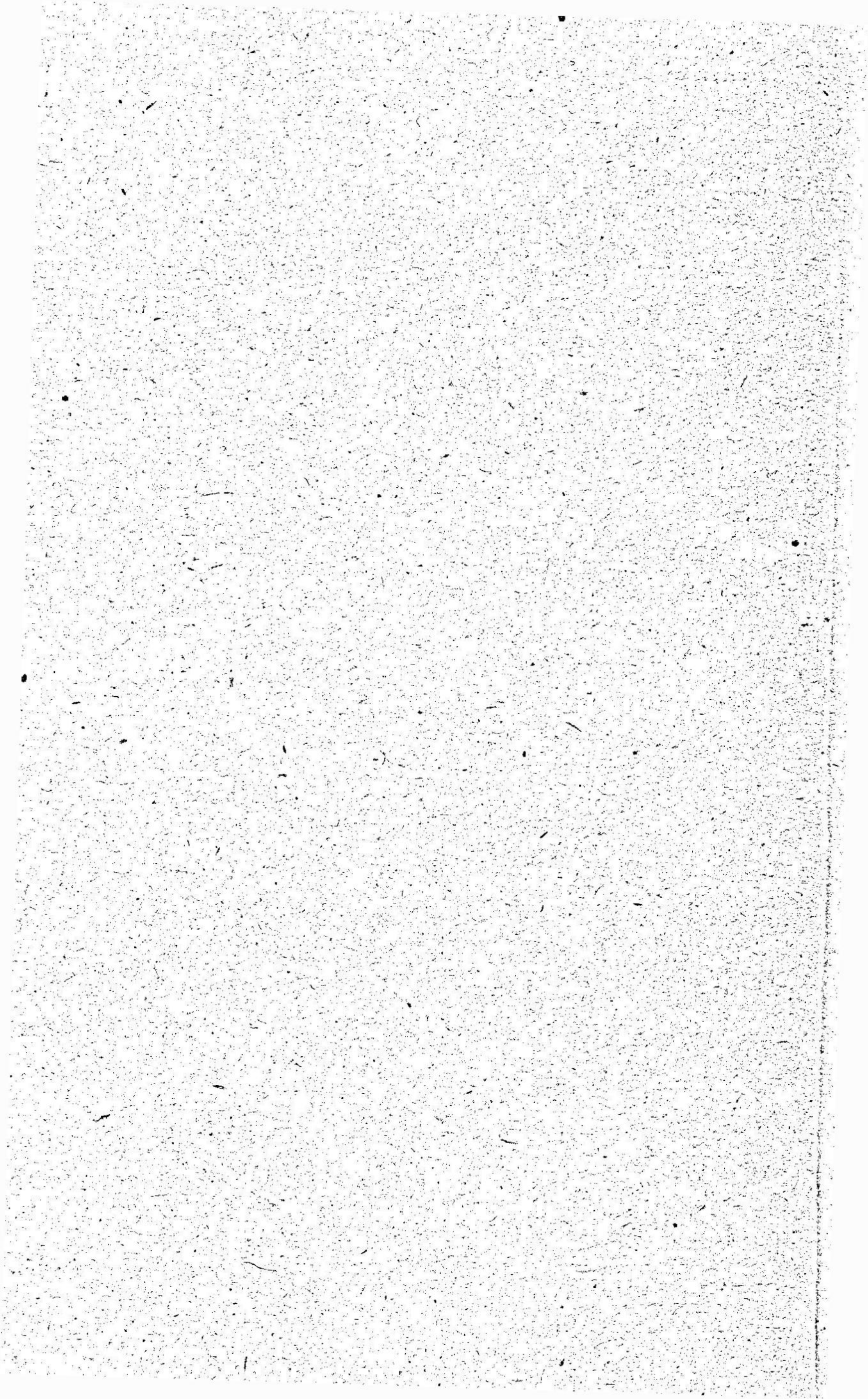




Ernst Kratzmann

Kampf unter Sternen





Ernst Kratzmann

Kampf unter Sternen

1943

Wiener Verlagsgesellschaft

Buchausstattung von Franz Katzer

Satz und Druck der eigenen Anstalt
Verlagsnummer 328



Über der Stadt lag trüb und schwer der Wintertag. Der Himmel hing voll Schnee. Es war kaum zwei Stunden nach dem Mittagsgeläute und es schien eher bereits zu Abend zu gehen. Kalter Wind jagt in einzelnen Stößen von Norden her. Bisweilen stäubt eine weiße Flocke durch die Luft. Aber die düstere Last will sich nicht niedersenken, die graue Wolkendecke bleibt über die Erde gedehnt, niederdrückend und schwer, wie ein Gewölbe aus Blei.

Jorin Michels kommt vom Brucktor herauf gegen den Marktplatz zu. Die engen Gassen sind fast

menschenleer. Nur etliche Dragoner vom Regiment Butler begegnen ihm, dazu einzelne Pikeniere aus der Leibgarde des Herzogs. Sie machen die Runde durch Eger. Einige erkennen Jorin und grüßen ihn mit soldatischem Gruß, obwohl er nicht die Feldbinde des Offiziers trägt. Dabei sehen sie ihm mit einem fragenden Blick ins Gesicht, fast ängstlich, als erwarteten sie ein Wort von ihm, oder doch zumindest ein lächelndes Nicken, das die quälende Unruhe lösen sollte, die sie, mehr noch als der dienstliche Befehl, rastlos durch die Straßen trieb und nirgends ein Verweilen gönnte. Aber Jorin Michels kann dieses Lächeln nicht mehr auf seine Lippen zwingen. Stumm geht er an den Soldaten vorbei.

An den kleinen Fenstern der Bürgerhäuser gewahrt Jorin da und dort ein ängstlich spähendes Gesicht, das sogleich ins Dunkel der Stube taucht, wenn er den Blick nach den trüben Scheiben lenkt. Sie haben in Eger bisher noch wenig vom Krieg zu fühlen bekommen; darum sind sie alle voll Angst und zittern vor der zügellosen Soldateska des Wallensteiners. Nur eines beruhigt sie: daß der Herzog seit gestern selbst in der Stadt weilt. Denn man weiß: in seiner Gegenwart wagt kein Söld-

ner auch nur die mindeste Gewalttat gegen den wehrlosen Bürger. Aber dennoch: es ist ihnen allen nicht geheuer zumute. Die unheimliche Ruhe rings bedrückt sie, sie fühlen etwas im Ungewiß lauern und ducken sich scheu und voll zitternder Furcht.

Da, als Jorin Michels nach rechts einbiegen will, am Kreuzherren-Haus vorbei nach der alten Burg hin, tönt hinter ihm jäh eine Stimme:

„Jorin — Jorin Michels! Bist du's?!"

Rasch wendet sich Michels. Der laute Ruf in der lähmenden Stille hat ihn fast erschreckt. Er starrt dem Mann ins Gesicht wie einem Fremden. Dann plötzlich erkennt er ihn, freudig streckt er ihm die Hände entgegen.

„Sven, alter Waffenbruder! Du hier?"

„Das selbe kann ich dich fragen mit mehr Recht. Du lebst also noch, bist heil? Nicht bei Nürnberg geblieben, auf den Schanzen des Friedländers? Wie kommst du her —? Bist du — — Jorin! Bist du — kaiserisch worden? Bist du beim Herzog?!"

Sven löst die Hände aus Jorins Griff und tritt zurück. „Sag mir, Jorin — bist du beim Wallenstein?!"

Jorin lächelt müde. „Du fragst viel auf einmal, alter Sven. Laß mir die Hand . . . Ja, ich bin beim

Wallenstein. Aber anders als du denkst. Nicht im Heer. Ich hebe keine Waffe gegen das Schwedenheer ..."

Sven atmet befreit auf. Aber noch immer sieht er mit Argwohn ins Gesicht des Freundes. „Was tust du dann hier? Du bist also doch im Dienst des Herzogs! ... Als Sterndeuter vielleicht?"

Jorins Lächeln wird ein wenig spöttisch. „Wie du willst, Sven. Es ist nicht so einfach zu sagen ... Aber du? Kommst du von Oxenstierna? Vom Weimarer, von Bernhard?"

„Pst! Nicht so laut! In diesem verfluchten Nest haben die Mauern Ohren. An allen Fenstern lauern sie und horchen. Ich will mich nicht allzuviel zeigen auf den Gassen. Nur eins, sag, Jorin, was ist das? Mein Reitknecht kommt eben gelaufen und meldet mir: die Stadttore sind alle geschlossen worden, überall sind Wachen aufgeführt, Butler-Dragoner ... Die Burg ist abgesperrt ... Was heißt das, Jorin? Es geht etwas vor!"

„Nun — weißt du denn nicht? Du kommst doch von Bernhard, nicht?"

„Ja ..."

„Zum Herzog —?"

„Ja ..."

„Dann mußt du doch wissen, wie es steht.“

„Eben drum begreife ich nicht, was das bedeutet...“

„Es sollen Kaiserische gesehen worden sein, auf der Prager Straße. Vorhuten oder Patrouillen — man weiß es nicht sicher. Darum werden die Tore schon jetzt geschlossen und besetzt.“

„Kaiserische —? Ich verstehe nicht — — Was braucht's da verschlossene Tore? Vor seinen eigenen Truppen?“

Jorin schob die Hand unter den Arm des Schweden. „Komm, Sven, es ist vielleicht wirklich besser, wenn man dich nicht allzuviel sieht. Komm in mein Quartier...“

Zögernd ließ Sven sich ein paar Schritte führen. „Wenn er nur diesmal Wort hält! Er hat uns nun schon zwei Jahre zum Besten...“

„Er muß, Sven! Jetzt muß er! Weißt du es denn nicht...?“

„Was —?“

Zögernd, nach einem scheuen Blick nach den Fenstern und Toren der Häuser, sagt Jorin:

„Er ist abgesetzt. Und... geächtet...“

Sven bleibt stehen und starrt den andern an. „Was sagst du —? Abgesetzt? Geächtet? Vom

Kaiser? Gott's Marter und Blut! So wissen sie es schon in Wien, daß er übergehen will? — Das kann ja alles verderben. Im letzten Augenblick!"

„O nein! Im Gegenteil! Jetzt muß er übergehen!"

„Ich meine es so: ist er der Besatzung von Eger sicher? Wohl nicht so sehr, sonst ließe er nicht die Tore — — Wie bemäntelt man das vor der Soldateska?"

„Das weiß ich nicht. Aber zu allem Glück: die Ächtung ist hier noch nicht bekannt. Zudem: die Obristen, die das Kommando in der Stadt haben, sind evangelisch, beide, Gordon und Leßley. Und dazu ist Butler da, auch ein Evangelischer, mit seinem Regiment. Der Herzog hat ihn auf dem Weg von Pilsen hieher getroffen und mitkommen heißen ... Niemand weiß noch darum, daß der Herzog — nicht mehr ... Wallenstein ist, nicht mehr ... der große Friedländer ... der Generalissimus ..."

„Woher weißt dann du —?"

„Nur seine nächste Umgebung weiß es ..."

Mit bitterem Ton sagt Sven: „So? — Dazu gehörst also auch du —?"

Jorin faßte den Freund wieder am Arm. Nun schon drängend und in steigender Unruhe. „Komm

jetzt aber, Sven, komm mit mir... Du brauchst mir daraus keinen Vorwurf zu machen, bei Gott nicht!... Du kennst ihn nicht, den Herzog. Nicht so wie ich... Komm mit, Sven. Du weißt, ich bin kein Feigling. Aber heut ist mir so, wie einem Neuling vor seiner ersten Schlacht. Es ist furchtbar, dieses Warten. Wann kommt ihr?... Jetzt hängt alles daran, daß ihr zur rechten Zeit noch kommt. Wann seid ihr da?"

„Ich war heute früh beim Friedländer. Sogleich, wie ich vom Pferd stieg. Ich habe es fast zuschanden geritten... Ich habe es ihm vom Herzog gemeldet, vom Bernhard: er kommt selbst! Heute nachts noch. Längstens morgen früh."

„Gott sei Lob und Dank!... Sven, es geht jetzt um Stunden! Es steht alles auf eines Messers Schneide... Was sagte der Herzog? Wie hast du ihn getroffen?"

„Es war ein Kerl bei ihm, dem ich nicht über den Weg trauen möchte. Ein Welscher; lang, dürr. Stechende Augen..."

„Zeno."

„Wer ist das?"

„Ein welscher Gaukler und Betrüger. Sein Astrolog."

„Hm. Es lagen auch astrologische Geräte und Zeichnungen umher... Sie schienen in einem Streit, als ich eintrat. Ich hörte den Herzog sagen: ‚Sie i st vorüber, sage ich dir! Ich will es!...' Ich zögerte, vor dem Kerl meine Meldung zu machen — ich mußte sie mündlich vorbringen, Briefe wären zu gefährlich gewesen... ‚Ihr könnt reden', sagte der Herzog. Als ich geendet, atmete er tief auf und blickte triumphierend auf den Welschen: ‚Siehst du, was sagte ich? Nun ist alles gut. Heute noch kommen die Schweden. Es ist entschieden...' Dann entließ er mich mit diesem Geschenk..."
Sven streifte den Reithandschuh von der Rechten und wies, nicht ohne einen gewissen Stolz, dem Freund einen prachtvollen Ring mit einem großen Smaragd, den kleinere Brillanten blitzend umsäumten.

Jorin nickte. „So ist er... Wenn die Schweden kommen, kannst du auf eine Gnadenkette rechnen, die mehr wert ist als dein Sold für drei Jahr..."

„Ich brauche sie nicht. Mir geht es um anderes... Aber beim Hinausgehen hörte ich den Welschen wieder: ‚Bis die Schweden da sein können, sind noch gute zwölf Stunden, Hoheit. In

zwölf Stunden kann viel geschehen. Die Gefahr ist noch nicht vorüber..."

Jorin Michels blieb stehen und starrte den andern an. „Diesmal hat der Kerl recht. Die Gefahr ist nicht vorüber..."

„Welche Gefahr, Jorin? Für — sein Leben —?"

Zögernd gab Jorin Bescheid: „Es ist eine alte Prophezeiung..."

„Unsinn. Von dem welschen Schwindler?"

„Nein, von einem andern..."

„Einer wie der andere. Gaukler, die seinen Sternglauben für ihren Beutel nützen."

„Der nicht! Sag mir nichts über den! Er war der größte Mensch, den ich je kennengelernt."

„Was —?! Größer als unser König?"

„Ja... Größer auch als er..."

„Wer war das?"

„Mein Meister. Johannes Kepler..."

„Der —? Du hast mir einmal seinen Namen genannt, glaube ich. Aber sonst weiß ich nichts von ihm..."

Jorin Michels lächelte bitter. „Das glaub' ich dir. In dieser Zeit!... Aber komm jetzt, wir können nicht hier auf der Gasse bleiben. Komm in mein Quartier. Es ist behaglich. Wir wollen uns die

Stunden des Wartens, die unerträglich wären in der Einsamkeit, durch gute Reden verkürzen ...“

„Mir geht es ebenso. Aber zuerst mußt du mir erklären, wie du zum Friedländer kommst, soll ich dich nicht einen Schelmen und Schuften heißen, was ich, bei Gott, nicht will. Sonst — ist's morgen mein Erstes, daß ich dich vor meinen Degen fordere. Mag's auch Gustav Adolf, hochselig, dreimal verboten haben ...“

„Sei ruhig, Sven. Du sollst hören, und ich hoffe, du wirst auch verstehen ...“

Sie kamen bei den Dominikanern vorüber. Durch eine enge Gasse links ragte der mächtige Bau von St. Niklas düster auf ins Abendgrau. Vor ihnen, quer über den Weg, standen Posten: Leibgarden des Herzogs. Sie hielten die langen Spieße lässig in der Hand. Als sie Jorin Michels erkannten, grüßten auch sie ihn und ließen ihn durch samt seinem Begleiter.

Leise fragt Sven nach einem Dutzend Schritte: „Was heißt das, Jorin? Schon heut früh, als ich zum Friedländer kam — überall Posten, der ganze Marktplatz und die Gassen, die zu ihm führen, alles abgesperrt? Fürchtet er Überfall?“

„O nein. Aber du weißt nichts von ihm, von diesem wunderlichsten Mann der Zeit..."

Sie betraten den Marktplatz. Er lag öde und ausgestorben. Nur vor dem Haus des Bürgermeisters standen Wachen.

„Dies Haus kennst du ja schon... Du mußt wissen: er verträgt keinen Lärm... Er, der den Geschützdonner aus nächster Nähe gewohnt ist, der das Geschrei der Kämpfer und das Jammergeheul der Sterbenden gleichmütig anhört, ohne mit einer Wimper zu zucken, er muß, wenn er im Quartier liegt, wo es auch sei, in einem seiner Paläste, oder wo immer sonst, rings um sich Totenstille haben. Er kann in wilden Zorn geraten über das Rollen eines Fuhrwerks, über das Klappern von Pferdehufen auf hartem Boden."

„Verstehst du das?"

„O ja; heute schon... Sein Leben ist: Grübeln und — Handeln. In tiefster Verborgenheit und Stille, einsam und unzugänglich, plant und überlegt er, baut er seine maßlosen Gedanken zu ungeheuren Burgen hoch, die an den Himmel rühren. Wenn er dann aus der Verborgenheit hervortritt — machtvoll, glänzend, gewaltig, immer ernst, ja fast düster —: dann zwingt er

alle zu seinem Dienst, die wildesten Kerle sind ihm verfallen wie Schafe dem Löwen ..."

„Komödienspiel!"

„O nein! ... Du kennst ihn nur nicht ... Da sind wir bei meinem Quartier. Komm, Sven."

Sie waren bei einem schmalen Gebäude angelangt, das schräg gegenüber dem stattlichen Haus des Bürgermeisters lag. Das Tor wurde auf ein leises, fast zaghaftes Pochen Jorins geöffnet. Ein älterer Mann stand vor ihnen und verneigte sich.

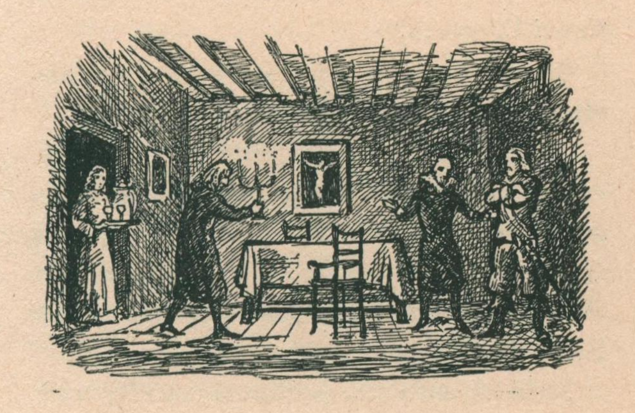
„Ich habe einen Gast mitgebracht. Laßt uns Wein und etwas zum Beißen auf die Stube bringen, ja?"

„Es geschieht, Herr." Der Hausvater verneigte sich wieder, schüchtern und ängstlich, und verschwand im Dunkel des Ganges, der an der steilen Holztreppe vorbei nach rückwärts führte. Jorin und Sven stiegen die Stufen empor, im Finsteren mit den Füßen tastend, um nicht zu stolpern. Oben tat Jorin eine Tür auf und sie traten in eine geräumige, vornehm eingerichtete Stube, die das reiche Bürgerhaus verriet. Im Kamin loderte ein prasselndes Feuer und erhellte das ganze Zimmer mit seinem roten, tanzenden Licht.

Sven blickte sich um. „Ich möchte glauben, zu

träumen: heute, im sechzehnten Jahr des Krieges — ein solches Quartier! — Jorin: was bist du dem Herzog, daß man dir, dicht neben seinem Haus, dieses Logement einräumt?"

Sogleich nach den beiden Männern, ehe noch Jorin antworten konnte, trat auch der Hausherr



mit zwei brennenden Leuchtern ein, die er auf den Tisch stellte, während eine alte Magd, die ihm folgte, Wein und einen kalten Imbiß auftrug und sich dann stumm entfernte. Der Wirt blieb noch einen Augenblick zögernd stehen und sah dem Schweden prüfend ins Gesicht.

„Ihr seid kein Deutscher, Herr —?"

Sven war die Frage unlieb. „Was wollt Ihr damit sagen —!"

Der alte Mann richtete sich aus seiner ängstlich gebückten Haltung auf — eine starre Feierlichkeit war plötzlich um ihn gebreitet wie ein Priestermantel:

„Der Herr segne Euch, er geleite Euch auf Euren Wegen ..."

Stumm verneigte er sich und verließ das Zimmer. Die beiden Freunde waren allein.

„Was soll das bedeuten, Jorin —?"

„Die meisten Bürger hier in Eger sind evangelisch geblieben, heimlich ... Ich glaube, mein Hauswirt ist ihr Pfarrer ... Er hat in dir den Schweden erkannt, den Feind des Kaisers, den Retter des Glaubens ... Aber nun —"

Jorin lud mit einem Handwink zum Sitzen ein. Aber Sven blieb steif hinter dem Sessel stehen und faßte die Lehne mit beiden Händen.

„Eh ich mich zu dir an einen Tisch setze und mit dir trinke, will ich deine Erklärung! Jorin: ich habe dich gekannt als einen ehrlichen Mann, der nicht um Sold kämpft, dem der Krieg nicht ein Handwerk ist, kein Geldgeschäft, wie dem Gesindel, das unter den Fahnen des Friedländers und —

leider! — heute auch schon unter den schwedischen Zeichen ficht. Denen gilt es gleich, auf wessen Seite sie stehen. Ihnen geht's ums Plündern, Schinden, Martern und — Einsacken. Dir — mir — uns nicht! Darum, eh wir miteinander reden wie vor Jahren, als Brüder: wie kommst du da her, zum Friedländer?"

Über Jorins Gesicht glitt es wie leiser, seltsamer Hohn, als belustigten ihn Svens Worte wie die eines Kindes, das trotzig auf seinem Willen beharrt.

„Es wird doch besser sein", sagte er leichthin lächelnd, „wenn du niedersitzest. Du würdest sonst, fürchte ich, müde werden, denn meine Erklärung wird lange dauern. Und es wird auch gut sein, wenn du den Wein nicht verschmähst. Ich wenigstens werde mit etlichen Schlucken die Kehle befeuchten müssen und ich kann als der Wirt nicht trinken, wenn mein Gast den Becher zurückweist, den ich ihm biete...

Immerhin, Sven: was ich dir zu sagen habe, wird keine Entschuldigung sein vor dem Gerichtshof einer überspannten Offiziers- und Soldatenehre. Aber es gibt darüber hinaus eine andere Ehre: die rein menschliche. Und die ist mir durch meinen

Dienst beim Friedländer nicht gemindert worden, das magst du mir glauben! Nur eins: wenn du nicht urteilen kannst als ein freier Mensch, sondern nur nach dem Kodex der Kriegsartikel, dann ist unser Gespräch sinnlos. Dann mag morgen früh an einem abseitigen Fleck, hinter der Stadtmauer, zwischen unseren Degen das letzte Wort fallen..."

Sven sah prüfend auf Jorin Michels, lang. Dann lächelte er schwach und setzte sich. Er griff nach dem Becher und hielt ihn hin, daß der andere ihn fülle. Der tat's, goß auch sich selber ein und sie tranken einander zu. Dann setzte sich auch Jorin Michels. Ihre Blicke ruhten freundlich ineinander und aus ihren Gesichtern begann die Fremdheit zu schwinden, die bisher immer noch darin gelegen, jene Fremdheit, die zwei Jahre der Trennung und ein unbekanntes Schicksal zwischen zwei ehemals Vertraute gelegt.

Nun war es still in der Stube. Von draußen kein Laut. Das Feuer im Kamin hatte sich in einen kleinen Glutberg gewandelt, der nur angenehme, wohlige Wärme strahlte. Im Haus regte sich nichts, kein Wort, kein Schritt war zu hören.

Jorin saß sinnend, er schien nach einem schicklichen Anfang seines Berichtes zu suchen. Aber mit

einmal hob er den Kopf, sah nach den Fenstern, hinter denen schon grau und trüb die späte Dämmerung stand. Er erhob sich und ging voll Unruhe auf und ab. Dann blieb er beim Fenster stehen: „Da, Sven, schau da hinüber: siehst du die Fenster dort? Das ist sein Zimmer. Er hat schon Licht. Was mag er jetzt tun? Liest er mit Zeno in einem Horoskop? Schreibt er Briefe? Studiert er die Karten? Diktiert er?

Weiß Gott, ich halte es kaum mehr aus, dieses untätige Sitzen und Harren und Warten bis — weiß Gott! — bis wann, bis der Weimarer kommt. Die Hände in den Schoß legen und warten müssen, ohne die Finger zu rühren, und fühlen, wie über uns im Dunkel der Nacht das Schicksal am Himmel die ehernen Räder hinrollt — wohin? ... Sven —: komm mit! Laß satteln. Ich kenne den Hauptmann am Brucktor. Er läßt uns durch. Auf jeden Fall. Reiten wir dem Herzog entgegen, rufen wir ihn, treiben wir ihn zur Eile! Es hängt von Stunden, vielleicht von Minuten ab. Alles!"

Sven war neben ihn getreten und sah zu den Fenstern des Herzogs hinüber. Dann, nach einem nachdenklichen Schweigen:

„Mir wäre es, bei Gott, auch am liebsten. Es ist furchtbar hier. Man erstickt, als wäre keine Luft da. Als lauerte überall etwas. Eine Gefahr. Ein Unheil. Und ist doch lächerlich. Was soll geschehen? Höchstens eine frischfröhliche Battaglia heute nacht oder morgen früh zwischen unseren Dragonern und den Kaiserischen. Mehr nicht. Und wir hauen sie zu Hackfleisch zusammen, die Hunde, das schwöre ich dir... Und doch, ich kann kaum atmen, so schwer ist mir..."

„So komm, rasch, ehe es völlige Nacht ist!"

„Es geht nicht, Jorin. Der Himmel hängt voll Schnee. In einer halben Stunde haben wir stockdunkle Nacht, daß wir die Pferdeköpfe nicht vor den Augen sehen. Und dann: wie viele sind wir? Du — ich — meine zwei Knechte. Genug gegen ein paar Marodeurs, kaum genug gegen Wölfe, viel zu wenig, wenn uns die Kaiserischen spüren. Dazu der elende Weg. Wir könnten nur Schritt reiten. Meine Pferde brauchen eine Nacht Ruhe. Es ist sinnlos... Es ist zu spät."

„Zu spät!" Jorin ließ den Kopf sinken. „Ich kenne kein verfluchteres Wort als das: zu spät." Er sah wieder hinaus nach dem Haus des Bürgermeisters, zu den erleuchteten Fenstern des Herzogs.

Schatten bewegten sich dahinter. Wallenstein? Zeno? Pagen? Terzka? Illow? Wer weiß es! Schatten ...

Er trat wieder zum Tisch, tat einen Schluck Wein. „Schatten ... Zu spät! ...“

„Du träumst, Jorin ...“

„Du magst recht haben ... Wieviel schlägt es?“

„Drei ...“

„Gott im Himmel! Noch zwölf, fünfzehn Stunden zum wenigsten, bis ihr kommt ...“

„Nun, es läßt sich nicht ändern. So erzähl jetzt, Jorin, was du mir zu sagen hast. Daß wir die endlosen Stunden kürzen und uns der Atem freier wird!“

In diesem Augenblick tönte leiser Gesang an ihr Ohr. Er kam aus einer der rückwärtigen Stuben des Hauses, gedämpft und kaum vernehmlich. Die Freunde horchten und erkannten beide die Weise:

„Die bittre Leidenszeit beginnet nun ...“

Das Lied klang trauervoll und herb, als sängen es Verurteilte in ihrem Kerker vor dem letzten, schweren Gang. Aber als sich die Melodie ein wenig hob, lag darin auch die Stärke und der Glaubensmut der Bekenner.

Betroffen sah Sven auf. „Warum das Lied?"

„In der Dämmerung kommen die Nachbarn verstohlen zu meinem Hauswirt. Sie halten zusammen die Abendandacht... Sie fühlen es, daß nun auch für sie die schwere Zeit kommt. Daß der Krieg sich nun wohl auch in diesen stillen Winkel ziehen und nichts verschonen wird. Davor bangt ihnen..."

In die letzten, verklingenden Töne des Liedes hob Jorin Michels leise an:

„Du sollst hören, wie alles gekommen ist. Wie ich scheinbar den Fahnen Gustav Adolfs untreu geworden, denen ich Treue geschworen. Wie ein Hauptmann in schwedischem Dienst zum Diener und Vertrauten Wallensteins werden konnte. Das Menschliche in uns allen ist seltsam und geht wunderliche Wege... Wenn du jedem ins Innerste schauen könntest —! Hast du je in dein Inneres gesehen? Ganz bis auf den Grund? Ich habe es gelernt. Spät. Erst als ich mich auf Wegen fand, die ich noch vor drei, vier Jahren nicht für die meinen erkannt hätte, wenn sie mir einer vorschauend gezeigt hätte. Ich habe in andere schauen gelernt und damit auch in mich selber.

Hab Geduld, Sven, wenn meine Worte einen

weiten Umweg zu machen scheinen um das, was du wissen willst. Du könntest es nicht verstehen, wenn ich dir einfach geradhin sagte: so und so war es, so kam ich zu Wallenstein. Ich muß zuerst reden von dem, was vorher war...

Höre, Sven: ich habe die drei größten Männer unserer Zeit gesehen: Gustav Adolf, Wallenstein und — Johannes Kepler. Ich habe ihr Antlitz unverhüllt gesehen und ohne Maske. Ich habe das Menschliche an ihnen gesehen. Und das ist bei allen dreien so arm und kummervoll, daß mich die tiefste Erbärmnis überkommt, so oft ich's bedenke. Es gebührt uns nicht, über jemand den Stab zu brechen, der in der Irrnis seiner Zeit den Weg verfehlt, weil er zu groß ist für diese Zeit. Das ist so bei Friedland. Ich weiß, wie du über ihn denkst: ein Hochverräter, den man ehrenvoll behandeln muß — weil man ihn braucht. Nicht so!... Er ist, — oder nein, nicht mehr, er war es, noch vor wenig Tagen war er es: von Gottes Gnaden Herzog zu Mecklenburg, Friedland und Sagan, Fürst zu Wenden, Graf zu Schwerin, Herr von Rostock und Stargard, römisch-kaiserlicher Majestät General und oberster Feldhauptmann, des ozeanischen und baltischen Meeres General... Und er ist n u n

— ja, was? Ich weiß es nicht. Ein Name? Eine Karte, auf die Oxenstierna und Herzog Bernhard noch einen Einsatz wagen? Mehr nicht. Ein Mann, der alles hätte wenden und enden können, der Frieden und Gerechtigkeit über die Welt hätte breiten können aus der Fülle seines überragenden Geistes, wenn — weiß Gott, warum er ihn so geschaffen, wie er ist.

Der König, hochseligen Gedenkens! Unser König, sage ich heute noch ebenso wie vor Jahren ... Hast du einmal eine Fackel gesehen, die im Sturm flammt? Die wild immer wieder und wieder aufloht, wenn sie der Wind schon beinahe verlöscht? Immer wieder ... Bis sie der Sturm dennoch erstickt, weil ihr Lebensstoff verzehrt, verbrannt ist. Das war sein Schicksal. Sein Verhängnis. Sein Wollen zu groß für seine Kraft. Wäre die Macht und — das Geld! — Frankreichs, Österreichs hinter ihm gestanden — auch er hätte die Welt wenden und glücklich machen können. So —? Ein blutiger Leichnam bei Lützen, von Roßhufen zerstampft ...

Und Johannes Kepler, mein Meister? ... Siehst du ... der ist der Größte. Obwohl niemand von ihm weiß. Und das Arme an ihm, das

Menschliche, das war nur von außen her. Er war erhaben darüber. Es rührte nie an sein Innerlichstes. Er war groß und lauter wie eine weiße Flamme. Er wollte nichts für diese Welt ... Aber daß das Erbärmliche, das menschlich Niedrigste, der Hunger, die Not, diese Flamme ersticken mußten, das ist das Furchtbare an seinem Leben ...

Warum ich wieder von Kepler rede, dessen Leben mit Wallenstein und Gustav Adolf nichts zu tun hat —? Wer weiß, vielleicht doch ...

Du weißt, daß ich bei Greifswald geboren bin. Auf der Universität dort hab' ich studiert. Mathematik und Astronomie. Was sie damals und dort Astronomie nannten. Baren Unsinn. Sie wollten und wollen es nicht wahrhaben, was der Domherr von Frauenburg gelehrt, der große Kopernikus: daß die Erde nicht Mittelpunkt der Welt sei, um den sich alles drehen müsse. Zwei Mächte sprechen dagegen, die größten der Welt: die Schrift und — die menschliche Eitelkeit, die allzeit will, daß sich alles um sie drehe.

Wir waren nicht reich, meine Eltern und ich. Das Land ist arm. Die See eine karge Mutter. Aber wir hatten zu essen und zu hausen. Du kennst

das von Schweden her. Wir haben oft darüber geredet."

Sven nickte. „Der Norden ist ein strenger Herr. Hart. Aber er zieht Männer groß."

„Ja, Sven. Auch das weißt du von Schweden her. Bei uns in Deutschland ist es nicht anders, dort oben... Hier unten im Süden ist die Luft milder.

Als ich zwanzig Jahre alt war, hörte ich von Johannes Kepler reden. Er war kaiserlicher Hofmathematikus und Astronom in Prag. Ein junger Mann noch. Dreißig vorbei. Aber sein Name war unter den Astronomen gleicherweise bekannt wie bei den Astrologen. Seine Prognostiken trafen mit seltsamer Sicherheit ein, mochten sie nun das Wetter der kommenden Jahre betreffen oder Kriege und Volksaufstände..."

„So hat er also doch dies Handwerk getrieben!" spottete Sven.

„Du wirst hören, wie! Und wie er selber darüber gedacht... Er war ein Anhänger des Kopernikus und ein Protestant. Und das hat ihm sein ganzes Leben vergällt. Denn es muß gesagt sein: die Evangelischen sind nicht minder als die Katholischen in ihre engstirnigen Dogmen verrannt, die

keiner beweisen und keiner begreifen kann. Und wer nicht unterschreibt, was sie für wahr halten, den verfolgen sie mit gleicher Wut wie die Päpstlichen die evangelischen Ketzer. In Württemberg, wo er daheim war, hielten die Pfaffen starr an der Konkordienformel fest, die da, nebst anderem, besagt, daß Christi Leib allgegenwärtig sei in der Welt. Weil aber Kepler schon als Student zu Tübingen das leugnete, gab es für ihn in Württemberg nicht Amt noch Brot und er mußte froh sein, daß ihn die Evangelischen in der Steiermark nach Graz riefen als Lehrer der Mathematik. Damals war Steiermark noch ein rein evangelisches Land, eh der Ferdinand, der jetzt Kaiser ist, den reinen Glauben mit Feuer und Schwert zertrat... Von Graz wurde Kepler dann vertrieben um seines Glaubens willen. So kam er nach Prag, zur Zeit, als noch Kaiser Rudolf auf dem Hradschin saß in der Alchimistenküche und Gold brauen wollte, in den Sternen las und darüber die Erde versäumte, das Reich zerfallen ließ. Da sollte der arme Kepler Horoskope stellen und politische Ratschläge aus den Sternen lesen. Aber höre, wie er es tat. Die Astronomie muß bei ihrer buhlerischen Tochter Astrologie um Brot bitten, pflegte er zu

sagen. Er lachte über den Wahn, das Menschenschicksal aus den Sternen lesen zu können, und mußte es dennoch zum Schein tun, wenn er nicht elend verhungern wollte. Aber weil er ein Mann von durchdringendem Geist war, der die Welthändel und das Machtspiel der Könige und Herren durchschaute wie kein zweiter, dazu ein scharfer Kenner der Menschen und ihres geheimen Wollens, so stellte er seine Vorhersagen nach dem, was Welt- und Menschenkenntnis ihm als das Wahrscheinlichste eingaben, und hüllte seine Prognostiken, damit die blöde Menge sie ernst nehme, in das Gewand des astrologischen Wahns. Und mischte zur Gelegenheit noch eine tüchtige Handvoll Spott hinzu, den niemand als solchen erkannte.

Zu dem Mann zog es mich hin. Und so machte ich mich auf den Weg, nahm Abschied von den Eltern, die ich seither nie mehr gesehen, und ging nach Prag. Ward sein Schüler und sein Gehilfe auf der kaiserlichen Sternwarte. Und mit den Jahren sein Freund. Zwanzig Jahre lang blieb ich bei ihm, habe seine Leiden miterlebt und war der letzte, der von ihm ging. In Regensburg, von seinem Grab ...“

Jorin hielt inne. Langsam griff er nach dem Becher und hob ihn, als trinke er einem Unsichtbaren zu.

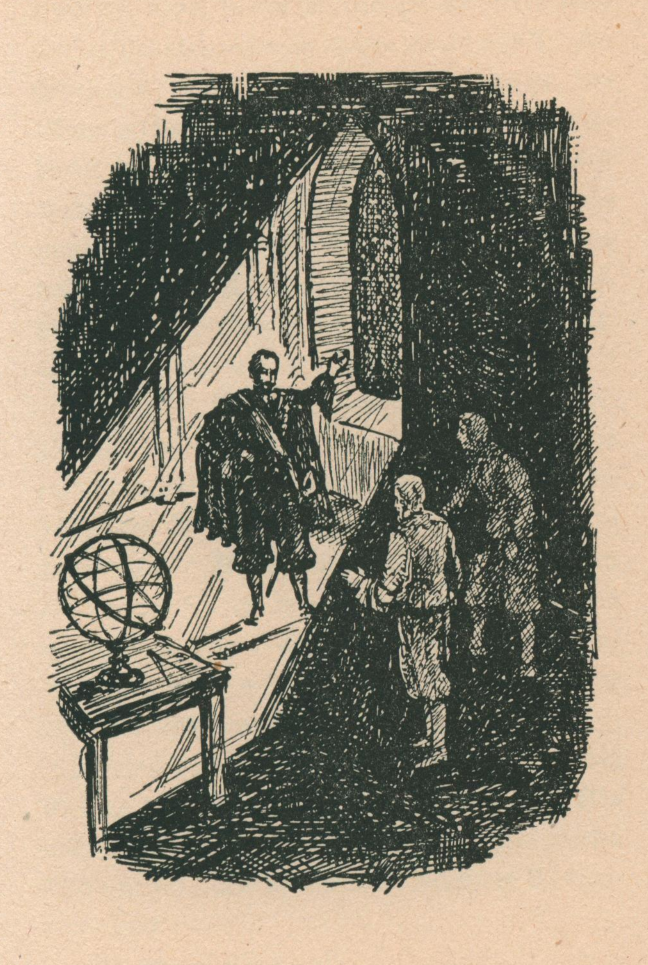
„Ich sehe eine Frage in deinen Augen warten, Sven: Wallenstein. Aber sieh! Während mein Meister in den Nächten mit mir die Sternorte am Himmel vermaß und tagsüber an den Sterntabellen rechnete, wenn er nicht in der Hofkanzlei stand und um sein Gehalt betteln mußte, das er niemals voll erhielt — der Kaiser schuldete ihm sein ganzes Leben lang zwölftausend Gulden! —, während im Geist Johannes Keplers immer klarer und sicherer die Erkenntnis seiner ewig preiswürdigen Gesetze der Planetenbahnen aufstieg, die man dereinst nach seinem Namen nennen wird, mußte er dazwischen den Unsinn der Horoskope treiben, um nicht zu verhungern. Wenn immer er konnte, lehnte er es ab, eines zu stellen. Aber wenn es der Kaiser forderte oder irgendein hochmögender Herr, dann mußte er wohl gehorchen. Und sieh, einmal trat wieder solch ein Herr bei uns ein, als wir über Rechnungen und geometrischen Kalkulationen saßen, und begehrte vom Meister sein Horoskop. Der Herr mochte etwa fünfunddreißig Jahre zählen. Er war gekleidet wie ein wahrhafter Fürst: mit

der Einfachheit des Vornehmen. Ein paar Edelsteine nur, die er trug, verrieten seinen Reichtum. Er wirkte weit älter, als er war. Ernst und düster, verschlossen und herb. Rings um ihn schien eine gläserne Mauer gezogen, die keiner durchbrechen konnte. Undurchdringlich seine Mienen. Hart und streng der Mund. Er bat den Meister, ihm das Horoskop zu stellen. Aber diese Bitte klang, so höflich die Worte waren, wie ein Befehl. Und selbst mein Herr konnte dieser Bitte und diesem Befehl nicht widerstehen. Denn sie kamen aus dem Munde des Herrn Albrecht Eusebius von Wallenstein ..."

„Das wäre! So lange schon kennst du den Herzog —?!"

„So lange schon. Freilich — ich habe ihn dann gute zwanzig Jahre lang nicht mehr gesehen ... Der Meister ließ sich von dem Herrn Tag und Stunde der Geburt sagen und indes ruhte sein stilles Auge unverwandt auf den Zügen Wallensteins. Dann bat er ihn, sich einige Tage zu gedulden und der Herr empfahl sich, vornehm und gelassen höflich, ein wahrhafter Herrscher ...

Damals war er noch ein kleiner böhmischer Edelmann, den niemand beachtete. Aber mein Meister, der nicht nur in den Sternen, sondern





noch viel besser in den Mienen der Menschen lesen konnte, hat schon damals in dem Herrn von Waldstein, wie er sich zu jener Zeit noch nannte, den Mann erkannt, der einmal das Schicksal Deutschlands in Händen halten würde. Und auch mir wurde es seltsam zumute, als ich bei meiner Rechnung fand, daß zur Geburt Wallensteins Jupiter und Saturn in Konjunktur gestanden. Jupiter — das ist der Königsstern, der Macht und Glanz, Gewalt und Ansehen vor den Menschen bedeutet ..."

„Seltsam", fiel Sven dem Freund ins Wort. „Weißt du, daß Wallenstein mit Oxenstierna jahrelang verhandelte und daß dabei immer die böhmische Krone für den Herzog irgendwie in Frage stand? Sie schwebte, wie man es auf den Bildern der Fürsten und Könige sieht, über seinem Haupt — nicht von Engelshänden getragen, sondern von den sehr irdischen der böhmischen Protestanten und des schwedischen Kanzlers ..."

Jorin lächelte. „Ich habe es später gehört; aber ich hätte es mir auch ohne das denken können. Wo anders sollte der schrankenlose Ehrgeiz dieses Mannes zur Ruhe kommen als bei einer Königskrone oder — —"

„Bei seinem Grab ..."

Jorin fuhr auf. „Weißt du, was du da sagst, Sven —?!"

„Ich denke. Glaubst du, ein Wallenstein würde sich mit einem Königsthron begnügen? Von Böhmen?!... Nein. Einmal König, würde er Kaiser sein wollen — immer mehr, immer Höheres würde er erstreben, bis der Tod seinem rastlosen Wollen ein Ziel setzt."

„Ich sehe, du weißt doch nicht, was du sagtest... Aber du wirst es bald hören... Nun: Jupiter ist der Königsstern. Saturn aber ist das Unheil, das Übel. Saturn war bei den Alten ein grausamer Gott, der seine eignen Kinder verschlang. Er ist zum Sinnbild des Krieges und sonderlich dieses Krieges geworden, der seine eignen Geschöpfe, die er groß gemacht, wieder hinwegtilgt. Denk an Mansfeld, an Tilly. Und eben, als ich diese Konjunktur gefunden, legte mir der Meister ein Blatt hin mit ein paar Zeilen nur: Wallensteins Horoskop: ‚Eure Gnade ist zu hohen Dingen berufen. Unter der Konjunktur des Jupiter und Saturnus geboren, haben Sie ein unruhig Gemüt und trachten nach Neuerungen durch außergewöhnliche Mittel. Eure Gnade wird sich viele und mächtige Feinde zuziehen, aber ihnen meistens ob-

siegen.' Da erkannte ich, daß der Meister doch auch selbst aus den Sterntafeln die Konjunktur gefunden hatte, ein Zeichen, daß der Fremde ihm einen größeren Eindruck gemacht, als er selbst sich gestehen mochte. Am Abend kam abermals Herr von Wallenstein und nahm das Horoskop in Empfang, das ich nur noch mit allerlei astrologischem Firlefanz verbrämt und schön gezeichnet hatte. Er las es schweigend durch, sah Kepler ernst und durchdringend an und ging mit kurzem Dankeswort. Aber am nächsten Tag erschien ein Diener in der Waldsteinschen Livrei und überreichte im Namen seines Herrn dem Meister einen Beutel mit hundert Goldstücken und einen prachtvollen Ring, der mindestens ebensoviel wert war...

Wir konnten damals beide nicht ahnen, daß dieser überreiche Lohn mehr bedeutete als die Verschwendung eines kleinen Edelmannes, der reicher scheinen wollte, als er war. Dies Horoskop, das in Wahrheit nur die Meinung eines scharfen und geübten Menschenkenners war, hat — ob du es mir glauben magst oder nicht — Wallenstein gleichsam auf die Bahn gestoßen, die ihn zur höchsten Höhe emporführte, die ein Mann in unserer Zeit erreichen kann, und die heute — heute nachts

an eine entscheidende Wende gelangt ist ... Denn von jener Stunde in Prag an war Wallensteins Glaube an seinen Stern, den Jupiter, unerschütterlich. Und im Vertrauen auf diesen Stern, der ehern im Himmel verankert ist und durch nichts Irdisches berührt wird, wagte er von nun an alles. Es ist seltsam: dieser Mann ist — und noch mehr: er war gleichsam nichts als Wille. Unbedingter Wille zum Aufstieg, zur Macht. Und doch ist er im geheimsten Innern seiner Seele erfüllt von einer dunklen, ungreifbaren Furcht — vor irgend etwas. Vor der — Welt. Darum schließt er sich ab, darum verträgt er keinen Lärm, der störend zu ihm dringt und ihn an das feindliche Treiben der Menschen mahnt, das nicht in seiner Gewalt steht, darum hat er jene gläserne Mauer um sich gezogen, die ihn unnahbar macht und die im Grund nichts anderes ist als die starre, kühle Zurückhaltung gegenüber allen, die ihm nahe kommen oder gar —: zu nahe kommen möchten. Er, vor dem alle zittern — zittert in tiefster Seele vor — allen. Aber es ist nicht gemeine Furcht oder Feigheit, beileibe nicht! — er setzt sich in der Schlacht unbedenklich dem ärgsten Kugelregen aus! — es ist etwas, das ich dir nicht beschreiben

kann. Ich habe es manchmal empfunden, wenn ich durch das Teleskop einen Stern in weltweiter Einsamkeit im Himmel hängen sah... Und diese Furcht ist auch der Grund seines Sternglaubens: er braucht etwas, das ihm Kraft gibt. An das er sich klammern und halten kann. Ich sehe an deinem Gesicht, daß du diese heimliche Furcht und das verborgene Grauen Wallensteins vor einem unbekannten Etwas verächtlich findest. Ist es nicht so? — Aber hast du schon einmal gesehen, wie einer über ein Seil schritt, das zwischen zwei Kirchtürmen hoch durch die Luft gespannt war? — Solch einem Wege gleicht das Leben eines jeden, der nicht in der großen Menge bleibt, der hoch über den Menschen seine kühne, gewaltige Bahn zieht — zu Sieg oder Untergang. Und glaubst du nicht, daß dabei auch dem Mutigsten bange werden kann, daß er dabei eines Helfers bedarf? Und dazu wurde ihm das Horoskop Keplers. Von nun an hielt er sich für gefeit gegen alle Mächte der Erde...

Das alles weiß ich heute. Ich habe es langsam in den letzten Jahren fühlen, ahnen, erkennen gelernt, aus halben Worten, aus stummen Blicken, die zwischen mir und dem Herzog waren. Damals

freilich, als der junge Herr von Waldstein wieder von uns gegangen war, vergaßen wir beide ihn bald.

Es war eine schöne Zeit. Auf dem Hradschin — die wunderbaren Nächte auf dem astronomischen Turm! Was war es doch herrlich, wie der Meister immer sicherer in seinen Theorien wurde, und wie jubelten wir beide, ja, auch mein stiller Meister jubelte, laut auf, als er so weit war, daß er genau vorhersagen konnte, aus seinen Rechnungen heraus sagen konnte, an welchem Ort des Himmels man in dieser und jener Nacht den Planeten Jupiter, die Venus finden mußte, vor allem aber den bösen Mars, der den Astronomen immerdar soviel Not und Kopfzerbrechen verursacht hatte durch seine zügellosen Kreuz- und Querwege am Himmel! Jede Berechnung traf ein, jede Voraussage erfüllte sich — Johannes Kepler hatte das Geheimnis und das Gesetz des Himmels erkannt, das Jahrtausende hin den Weisesten verborgen geblieben. Und der Meister schrieb sein Buch von der neuen Astronomie und eignete es mit einer launigen Widmung dem Kaiser zu, in der er ihm den bösen Kriegsgott Mars, gefesselt in den Ketten seiner Berechnungen, gebändigt durch die Kunst der Mathematik, vorführte ...

Ja, es war eine schöne Zeit. Die letzten schönen Jahre im Leben Johannes Keplers. Nicht lange danach kam eine Pestilenz über Prag. Das Weib des Meisters starb und drei seiner Kinder. Ich habe die Frau nie sonderlich leiden mögen. Sie war hochfahrend in einem albernen Stolz auf ihren schäbigen kleinen Adel und hat den armen stillen Mann wohl genug gequält mit ihren Vorwürfen über seine unverschuldete Armut. Ich glaube, es war ihm allzeit wohler auf dem astronomischen Turm als daheim. Und gerade damals machte ihm ein Herr von Adel, der selber ein großer Freund der Sternkunde war, Vorstellungen, daß er die Planetentafeln, deren Berechnung ihm Kaiser Rudolf anbefohlen, noch immer nicht vollendet habe und seine kostbare Zeit mit dem Stellen von Horoskopen und mit Kalenderschreiben vergeude. Kepler sah stumm vor sich hin, dann hob er den Blick gradhin und sagte leise, fast demütig: ‚Damit die Ehre des Kaisers, dessen Kammerbefehle nie zur klingenden Münze werden, geschont würde und ich nicht auf den Straßen betteln müsse, schreibe ich jene nichtswürdigen Kalender und Prognostiken. Das ist immer noch besser als vor den Türen das Brot heischen... Als meine Kinder starben, ver-

ließ ich die Tafeln und wendete mich zur Harmonie des Himmels ...'

Die Harmonie des Himmels ... Das war der Grundgedanke von Keplers ganzem Leben. Daß alles Sein im innersten Wesenskern von Harmonie und Wohlklang erfüllt sein muß, wenn anders es bestehen soll; und daß alle Harmonie auf einfachsten und klaren Zahlengesetzen ruht. Der Gedanke führte ihn zur Erkenntnis der Planetenbahnen, und der Glaube, ja das Wissen um diese Harmonie trug sein ganzes Leben und Wesen durch alle Not und Wildheit der Zeit hindurch, unberührt und rein. Mochte es im äußeren Leben grauenvoll und häßlich hergehen mit Krieg, Haß, Verfolgung und Niedertracht — in seiner Seele lag still und sanft die ewige Harmonie des Seins. Anders hätte er dies Leben nicht zu ertragen vermocht.

Und er bedurfte gar bald dieser Zuflucht seiner Seele. Der Kaiser starb. In Prag war unseres Bleibens nicht mehr. Niemand kümmerte sich noch um die Astronomie. Da riefen sie Kepler nach Linz. Er, dem die kaiserliche Kasse zwölftausend Gulden schuldete, ging als Bettler nach Linz. Und kaum angelangt, bekam er den Pfaffendünkel der Luthe-

raner zu fühlen. Der Linzer Pfarrer schloß ihn vom Abendmahl aus — der Konkordienformel wegen.

Und daheim in Württemberg zerrten ein paar nichtswürdige Schurken aus reinem Haß und geiler Niedertracht die Mutter des Meisters vors Gericht — um Hexerei. Siebzig Jahre war sie damals. Und sieben Jahre, bis zu ihrem Tod, kam sie nicht mehr aus dem Kerker, unablässig drohten Folter und Scheiterhaufen einer alten Frau, deren ganze Schuld in ihrem etwas wunderlichen Wesen bestand, und darin daß sie sich ein paar Kerle zu Feinden gemacht, die einen hochmächtigen Gönner hatten: den Herrn Hofbarbier des Württemberger Herzogs ...

Und mitten in dieser Wirrsal stand allein und schutzlos der einsame Astronom. In dem die Harmonie des Weltalls klang. Er eilte nach Württemberg, die Mutter vor dem Gericht des Wahnsinns zu verteidigen, er mußte mit dem tollen Linzer Pfarrer streiten, er bekam seinen Sold von den Landständen nicht bezahlt und dann kam noch der Krieg. Der gottverfluchte Krieg, unter dem wir nun hinleiden und uns schleppen und kümmern seit vollen sechzehn Jahr'. Zweimal ward Linz belagert in der Zeit — vom Bayern, dem Maximilian,

dann von den Bauern, die gegen den Glaubenszwang und die grausame Tyrannei der Herren aufstanden und blutig im Land hausten, bis sie noch blutiger vernichtet wurden. Überall Krieg und Haß und Mord, Blut und Verfolgung um den Glauben, im Namen des einzig wahren Gotts, den jeder auf seine Fahnen schrieb, in dessen Namen die Armen und Unterdrückten um Brot und Gerechtigkeit schrien, in dessen Namen die Unterdrücker die Armen zu Boden traten, in dessen Namen die Großen und Herren ihr schmutzig gemeines Spiel um Macht und Herrschaft spielten, mit dessen Namen sie die eigne Herrschgier vor den Augen der Welt verhüllten. Und die Priester — hüben und drüben! —, die uns die Liebe und Brüderlichkeit predigen sollten, predigten den Haß, stritten um Dogmen, tüftelten am Buchstaben der Schrift, indes ihre Herzen kalt waren wie gefrorener Stein und so fern von wahrer Religion! Mit denen sollte sich ein Kepler vertragen, der in sich die Harmonie der Welten trug! Denn wer einmal nur in der lautlosen Einsamkeit einer Sommernacht durch das Rohr nach den stillen Lichtern am Himmel blickte und sie in ihrem milden Glanz allein und unbegreiflich frei im boden-

losen Abgrund der Unendlichkeit schweben sah, verstehst du? — so vollkommen allein und abgetrennt und unerreichbar fern im Leeren —, der kann nicht mehr zu den Religionen der Erde heimfinden. Für den sind sie Masken, schöne oder auch grauenvolle, häßliche oder erhabene — aber immer nur Masken des unendlichen Gottes, den er im Unbegreiflichen, in den Abgründen des Grenzenlosen... fast hätte ich gesagt: geschaut hat. Ich sage es demütiger: geahnt hat. Aber Johannes Kepler hat es einmal ausgesprochen, als wir über den Eiferwahn der Menschen redeten: ‚In der Schöpfung greife ich Gott gleichsam mit Händen...' So blickte denn mein stiller Herr mit seinem milden, verzeihenden Lächeln, wenn ihn die Papisten verfolgten, weil er ein Lutheraner war — wenn ihn die Lutheraner vom Abendmahl ausschlossen, weil er die fameuse Konkordienformel nicht unterschreiben wollte. Er und eine solche Formel! Er, der die strömende Allgegenwart Gottes in den Meeren der Unendlichkeit zwischen Sirius und Aldebaran und Sonne und Erde geschaut, der die Gottweisheit in den schlichten Bahnen der Gestirne erkannt und in ein paar mathematischen Gleichungen aufgezeichnet hatte — er sollte die

Konkordienformel unterschreiben, daß Gottes Leib überall gegenwärtig sei! Wenn über solchen Wahnwitz nicht so grauenhaft viel Leid und Elendsmarter unter den Menschen geschähe — man möchte lachen, daß es bis an die Sterne schallt."

Da schlug Sven auf den Tisch, daß die Becher klirrten: „Der Teufel soll deine Pfaffen holen, die römischen wie die lutherischen! Ich bin ein guter evangelischer Christ wie du, das weißt du: aber um solchen Wortkram hab' ich mich, weiß Gott, nie geschert. Sag mir, Jorin: hat dein Meister Kepler, der ja in der Tat ein wahrhaft weiser Mann gewesen sein muß, nicht gewußt, warum gerade um die Religion ein solches Hassen und blutiges Verfolgen in der Welt ist? Mehr als um Geld, Land, Macht?"

„Gerade das hab' auch ich ihn damals gefragt. ‚Es ist die Furcht, Jorin', hat er mir geantwortet. ‚Die Furcht, die entsetzlichste, die es gibt, die Angst: wie werde ich dereinst vor Gottes Gericht bestehen? Und um in dieser grauenhaften Stunde die Seele vor der Verdammnis zu retten, haben sich die Menschen auf tausend Wegen gemüht. Geht jetzt einer seinen Weg und sieht er einen andern auf

einem andern gehen, so überkommt ihn die Angst: ist vielleicht d e r auf dem rechten Pfad? Und meiner falsch? Das darf nimmermehr sein. So fällt er in wilder Wut über den andern her und will ihn auf den eigenen Weg zwingen. Und läßt er sich nicht meistern, hält er fest am eignen Willen und Weg — so tötet er ihn lieber, als daß er ihn gehen ließe. Denn wenn der andere, der Ketzer, tot ist, dann — hat e r recht... Weil dann niemand mehr ist, der den andern Weg ginge..."

Sven schüttelte den Kopf. „Narren. Alle mitsammen... Aber er mag die Wahrheit erraten haben... Erzähl weiter, Jorin. Mich gelüstet's, bald wieder vom Friedländer zu hören..."

„Sogleich. Es freut mich, daß du begierig wirst, den seltsamen Mann aus der Nähe zu schauen. Aber daß ich von der Linzer Zeit des Meisters ende: in all dem Jammer und Streit, in aller Unrast, Ruhlosigkeit und Trübsal endete Kepler sein Werk von der Harmonie der Welt, in dem er seine drei großen Gesetze aussprach. Und mit dem selben Pfarrer, der ihn befehdet hatte, beobachtete er im Lärm der Belagerung einträchtig eine Verdunklung des Mondes durch den Schatten der Erde. Die gemeinsame Liebe zur Sternkunde führte die beiden

einander wieder zu... Und siehst du: eben die selbe Allgegenwart und Allnähe Gottes, die der wunderbare Mann im Sternlauf erkannt und dargetan, fand er wiederum — wo glaubst du wohl?"

Jorin nahm von einem Stuhl seine Laute und hielt sie hoch: „Da, hier — in den Tönen und Akkorden der Musik! Die selben Zahlengesetze, die er am Himmel ergründet, entdeckte er auch in den Bedingungen des Wohllauts der Akkorde. Aus ihnen klingt ebenso das heimliche Walten des Göttlichen wie aus den Sternenbahnen am Himmel. Das ward mir einmal so deutlich, daß ich darüber bis ins Innerste erschrak, aber mit einem beglückenden Schrecken: als ich einmal in einer Stunde der Trauer zu spielen begann und die ersten Akkorde aus der Wölbung der Laute dunkel emporstiegen wie aus einem tiefen Brunnenschacht ans Licht, fuhr es mir plötzlich wie ein Blitz durch den Sinn: nun führst du Gott an deiner Hand — — Gott selber an den Tag empor...

Seit jener Zeit wurde mir die Musik fast lieber noch als die Astronomie, und der Meister sah es gern. Denn sie sind Schwestern, pflegte er zu sagen. Ich ahnte damals noch nicht, daß gerade

die Musik es sein sollte, die mich nach Jahren wieder — zu Wallenstein führen sollte..."

„Laß hören, wie das geschah, Jorin... Du bist ein verschlagener Fabulist: immer wieder verlockst du mich auf die vielverschlungenen Wege deiner Erzählung und immer, wenn ich dir schon zurufen möchte: zur Sache — wie ist's mit Wallenstein — biegst du leicht zur Seite und stehst bei ihm..."

Jorin lächelte ein wenig. „Es ist keine Erzählung, wie sie sein sollte. Ich gehe suchend die alten Wege zurück und sehe heute manches mit neuen Augen. Anders ist es, sich selbst in jahrelangem Sinnen und Grübeln Geschehenes klarzumachen — anders, es einem Zweiten so hinzustellen, daß er es erblickt wie mit eigenen Augen, es fühlt, als hätte es ihn selber betroffen...

Ein Jahr, nachdem Keplers Mutter gestorben, stand wiederum Jupiter in Konjunktur mit Saturn. Und Wallenstein, der inzwischen ein großer Herr geworden, Herzog von Friedland, wurde in diesem selben Jahr zum Reichsfürsten erhoben..."

„Zum Teufel, ich fange bald an, selbst an die Sterne zu glauben!"

„Siehst du? Es ist doch nicht so völlig Torheit,

wenn es Menschen gibt, die an Zusammenhänge zwischen dem Himmel und der Erde glauben...

Als nach der Schlacht am Weißen Berg die Herrlichkeit des Böhmenkönigs ein jähes Ende nahm und der Kaiser den größten Beutelschnitt tat, den je ein Fürst und Räuber getan, und allen böhmischen Herren, die evangelisch und Anhänger des Pfälzers gewesen, die Güter nahm, sah Herr von Waldstein seine Stunde gekommen: er begann zu kaufen. Um einen Pfifferling raffte er die Herrschaften und Grafschaften zusammen, und bald gehörte ihm halb Böhmen. Und sein Weib, das er des Geldes wegen geehelicht, tat ihm den Gefallen und starb. Jetzt nahm er die Tochter des Grafen Harrach, der beim Kaiser alles vermochte. Und wurde Herzog von Friedland und Reichsfürst.

In seiner Jugend war er streng evangelisch. Dann wurde er katholisch. Es heißt, daß ihn die Jesuiten dazu brachten. Ich glaube eher, daß er schon damals merkte, daß, wer in Österreich und beim Kaiser etwas erreichen wolle, gut katholisch sein müsse. Und darin behielt er recht. Ihm selber ist die Religion gleichgültig. Was er glaubt? Wer könnte das sagen! Er steht über den Konfessionen. Er weiß, daß Welt und Leben, Gott und Sein

ein Rätsel ist. Ein ewiges Geheimnis. Daß alle Versuche, es zu lösen, lächerlich und kindlich sind. Wenn sie nicht gar Verbrechen sind an der ewig suchenden Seele, die man künstlich zur Ruhe lullt und ihres besten Teils beraubt, des Fragens und Suchens. Das wußte er. Aber mehr? Er stand zweifelnd wie Pilatus und fragte: was ist Wahrheit? Und wusch sich die Hände, wenn er sie in die Weltgeschäfte gemengt hatte. Ich rede von all dem wie von etwas Gewesenem. Denn heute, glaube ich, rühren diese Fragen längst nicht mehr an sein Inneres. Er hat seine Seele über der Politik vergessen, über dem unablässigen Ringen um Macht und Größe. Darüber ist er innerlich erstarrt... Nur vielleicht... ich gäbe etwas darum, wenn ich heute, in dieser Nacht, bei ihm sein könnte... Ob nicht in den Stunden, die nun über uns hingehen, die alten Fragen wieder erwachen, die auch ihn wohl einmal, in seiner Jugend, bedrängt haben mochten? Jetzt ist alles von ihm abgefallen: die Titel und Würden, Herzogs- und Fürstenkronen, die Gewalt über das größte Heer der Welt, ja, über den Kaiser selbst. Alles. Es ist von ihm abgefallen wie ein Purpurmantel, der von den Schultern sinkt. Und er steht allein und bloß, ein

einsamer Mensch, vor seinem Schicksal... Heute nacht wird Stille um ihn sein, das erstemal seit vielen Jahren...

Und wenn ich wieder neben ihm Gustav Adolf, hochselig, betrachte: er gab sich mit kindlichem Glauben, fast möchte ich sagen: voll Einfalt, dem Gott der Lehre hin, der ihm überliefert war. Und ich beuge mich vor diesem Glauben in Ehrfurcht. Denn es kommt nicht darauf an, was einer glaubt, sondern wie er glaubt und daß er glaubt.

Und Johannes Kepler? Er lebte in der unerschütterlichen Gewißheit eines Gottes, der zu groß ist für menschliche Gedanken und Formeln, und war glücklich, wenn er die Spuren des Ewigen im Irdischen fand und dartun konnte.

Ich sehe deine Stirn sich runzeln; du willst mich mahnen, den oftmals verlassenen Weg meiner Erzählung wieder aufzunehmen. Nun denn: Wallenstein war Reichsfürst geworden. Er war unermeßlich reich, Herr zahlloser Güter. Und inzwischen stieg dem Kaiser die Not bis an den Hals. Auf allen Kriegsschauplätzen unterlagen seine Heere. Der Däne brach ins Land ein. Jetzt war die Stunde Friedlands da. Sein Schwiegervater schlug ihn dem Kaiser vor. Er wurde nach Wien gerufen: Ge-

traust du dich, in drei Monaten eine Armee von zwanzigtausend Mann aufzustellen? — Wallenstein lächelt. Zwanzigtausend? Das wohl nicht, aber fünfzigtausend... Der Kaiser starrt ihn an, sprachlos. Aber dann kam jenes ungeheuerliche



Patent zustande, das den Herzog zum unumschränkten Herrn s e i n e r Armee machte — denn seine war es, nur dem Namen nach die des Kaisers —, das ihm Vollmachten gab wie einem völlig freien Potentaten. Und Wallenstein ließ werben. Aus allen Richtungen der Windrose blies ihm der Zeitensturm zu, was herrenlos und heim-

los war, Bauer und Bürger, die der Krieg um Haus und Hof gebracht, landfahrendes Volk, abenteuersüchtiges Gesindel, Räuber und Diebe, Ehrgeizlinge, die es zu Ruhm und Macht, Land und Ehren bringen wollten, Haudegen, denen der Krieg Leben und Lust ist, Leutschinder und Henkerseelen, denen das Quälen und Peinigen schuldloser Menschen höllische Wollust ist — und alle wollten sie nur eines: Geld! Und das hatte er und gab er. Er! Nicht der Kaiser.

Es war ein ungeheures Unterfangen, ein solches Heer auf eigne Kosten, aus dem eignen Beutel, gleichsam aus dem Boden zu stampfen. Und dem Kaiser diese Vollmachten abzuzwingen! Aber bedenke: Jupiter und Saturn standen über diesem Beginnen. Es ist für mich kein Zweifel möglich: niemals hätte der Herzog den Entschluß zu fassen vermocht zu diesem nie erhörten Schritt, hätte ihm nicht der Glaube an seinen Stern den Mut gesteift und ihn blind vorwärts getrieben auf seiner Bahn, die ihn in Wolkenhöhen tragen sollte. Ohne diesen Glauben hätte er vielleicht ein, zwei Regimenter aufgestellt und dem Kaiser zugeführt, um bescheiden, ohne allzu großen Einsatz, sein Glück mit der launischen Bellona zu ver-

suchen; so aber: zwanzigtausend — nein: fünfzigtausend Mann. Ja, auch das war ihm nicht genug. Siebzigtausend, schlug er dem Kaiser vor, seien leicht aufzubringen. Und er vergaß nicht, daß er unter der Konjunktur des Jupiter gerade mit Saturn geboren und Fürst geworden sei! Denn es war eine ganz neue Art der Kriegführung, die er sich ausgedacht: sein Riesenheer, über das ganze Reich verteilt, saugt das Land aus, plündert und sengt, preßt Fürsten und Volk den letzten Pfennig aus dem Sack, bis jeder Widerstand zerbricht und die Fürsten machtlos zu Füßen des Kaisers liegen, zu jedem Frieden bereit, den der Allmächtige ihnen diktiert. Noch war es der Kaiser, den er über alle Fürsten des Reiches erhöhen wollte, den er — zum erstenmal seit das Reich stand — zu einem wahrhaften Herrn in Deutschland machen wollte. Aber dieser Kaiser war ein Nichts ohne seinen Feldherrn! Und es war ein Gedanke, würdig eines Wallenstein: selbst alle Macht und Gewalt zu besitzen und doch wie einen Schild den Namen und die leere Würde eines andern vor die eignen Taten zu halten, der für die Augen der Welt die Verantwortung zu tragen hatte.

Aber ich will die Größe des Mannes nicht

herabwürdigen. Der Gedanke w a r groß und gewaltig, wert eines Wallenstein. Und er mochte damals wirklich dem Kaiser treu angehangen sein, die Macht des Kaisers allein gewollt haben. Aber auch er ist nur ein Mensch. Und als er dann sehen mußte, deutlicher mit jedem Jahr, wie ganz unfähig dieser Kaiser war, die großen Pläne seines Feldherrn zu fassen, wie völlig unwürdig die Macht, die er ihm erringen wollte, wie kleinlich und engherzig in seinem fanatischen Bekehrungswahn, ein blindes Werkzeug in der Hand der Pfaffen, der Spanier und seiner welschen Frau — mußte er da nicht, und sei es wider den eignen Willen, sich selber mit diesem Kaiser vergleichen? Sah er sich selber an, so sah er einen Mann, der allein der höchsten Macht im Reiche wert war, allein imstande, diese Macht, hatte er sie einmal errungen, und sei es mit den entsetzlichsten Mitteln, dann dennoch zum Segen und Gedeihen des Volkes zu verwenden, in einer Weise, die damals unerhört war und für die vielleicht in hundert und dreihundert Jahren die Zeit noch nicht gekommen sein wird. Und da mochte in ihm langsam und ganz allmählich der Entschluß groß geworden sein, ohne und gegen den Kaiser durchzusetzen,

was er sich vorgenommen, den Kaiser vom Thron zu stoßen und aus dem Land zu jagen, nach Spanien, wohin er gehörte, zu seinen Pfaffen und Inquisitoren.

Und nun erschien das furchtbare neue Heer in Deutschland. Aber was hatte der Herzog aus dieser Bande von Mordbrennern und Schlächtern gemacht! Gewiß — sie verübten Greuel über Greuel, wohin sie kamen, saugten das Land aus, erbarmungslos; aber welches andere Heer tut das nicht? Ist es im Schwedenheer anders, seit der gottselige König nicht mehr lebt? Aber —: der Herzog hat aus dem Mordgesindel, das ihm zulief, Soldaten gemacht! Eherne Disziplin war in diesem Heer! Der Herzog selbst — eine Eisenfaust. Unerbittlich und unbarmherzig. Die wildesten Kerle zitterten, wenn sein Name genannt ward. Maßlos im Lohnen, maßlos im Strafen. Er wußte, daß niedrige Kreaturen dem am willigsten dienen, der sie mit Füßen tritt...

Was nun kam, weißt du. Wie der Herzog im Nu den Dänen aus dem Land warf, den Mansfelder vernichtete, die Fürsten zu Paaren trieb. Jetzt gingen ihnen die Augen auf, und sie begriffen, was er wollte. Sahen, daß es zu Ende war mit

ihrer Selbstherrlichkeit gegen den Kaiser, wenn dieser Mann an der Macht blieb. Von da an begann der heimliche Kampf gegen ihn, der ihn schon vor vier Jahren gestürzt hat und nun — den Schweden in die Arme treibt...

Aber bis dahin war es noch gute Zeit. Vor dem Herzog lagen die Jahre der unumschränkten Macht, der Fülle des Glanzes. Ob er sie genossen hat? Kaum. Denn er fand nie sein Genügen an dem, was er besaß — sein Sinn ging immer ums Kommende.

Indessen saßen wir in Linz. Der Meister hungerte, ich mit ihm. Sein Gehalt blieb unbezahlt, der Kaiser hatte kein Geld für den Astronomen des Kaisers. Die Sterntafeln waren endlich fertig geworden. Aber auch für ihren Druck war in der kaiserlichen Kasse kein roter Pfennig. Kepler mußte in Nürnberg, Memmingen und Kempten darum betteln gehen und für dies einzigartige Werk mit seiner armseligen Habe einstehen, damit es gedruckt werde. Und da wies der Kaiser — ein einfaches Mittel, den Unbequemen los zu werden — den Meister mit seinen Forderungen an Wallenstein... Und der rief ihn nach Sagan, in sein Herzogtum. So kamen wir wieder mit diesem Mann in Be-

rührung, der mein ganzes ferneres Leben bestimmt hat. Denn auch in der Zeit, da ich bei euch im Heer diente, ging mein Denken unablässig um ihn.

Um die Zeit rückte die Armee des Herzogs gegen das feste Stralsund. Er selbst war bald in Sagan, bald trieb ihn die Ungeduld in das Lager vor Stralsund. Kepler war oft mit ihm beisammen, es ward ihm die Auszeichnung, mit dem Herzog allein bei Tisch zu speisen. Manches von dem, was sie dort beredeten, erfuhr ich von meinem Herrn — ich hätte dir sonst den Friedländer nicht schildern können, wie ich es getan.

Die wunderbare und heilige Harmonie, die der Meister mit immer neuem Entzücken und Staunen am Himmel beobachtete und in seinen Rechnungen bestätigt fand, besteht darin, daß jedes Gestirn, Sonne, Planeten — darunter die Erde —, Monde, nicht unabhängig voneinander durch den unendlichen Raum laufen, sondern daß sie alle sich gegenseitig beeinflussen, anziehen, sich alle gegenseitig irgendwie gleichsam an den Händen halten. Es wäre unmöglich, etwa die Größe des Jupiter auf das Zehnfache zu bringen, ohne das ganze Planetensystem völlig in Unordnung zu stürzen, ja vielleicht gänzlich zu zerstören. Und genau die gleiche

Harmonie zeigte sich nun auf Erden in den sehr unheiligen Bezirken der Politik. Wallenstein — wie ein Komet war er aus dem Nichts aufgetaucht und nun zu einer allbeherrschenden Macht emporgestiegen. Er war dem Wesen und der Tat nach wirklich der Kaiser, die Schattengestalt in Wien, die diesen Titel trug, ein Spielzeug in seiner Hand, wie sie vorher ein Spielzeug der großen Fürsten des Reichs gewesen. Aber war der Kaiser wenigstens früher unumschränkter Herr in seinen Erblanden gewesen — jetzt war er auch das nicht mehr. Gewiß, der allmächtige Herzog hatte bisher nichts getan, was an die geheiligten Rechte der Kaiserkrone rührte. Aber — alle erwarteten es Tag um Tag von ihm. Alle — das hieß: die Reichsfürsten, die wutschnaubend das Emporkommen dieses böhmischen Edelmanns mit ansahen, die unfähig waren, ihre Länder und Ländchen zu regieren und zu schützen, die sich nie um den Wohlstand ihrer Untertanen gekümmert und die dennoch wütend waren, weil ein anderer, hinter dem nicht die heilige Macht der Vergangenheit stand, nun das tat, was jeder von ihnen so gerne getan hätte, wäre er nicht ein armseliger Wicht und Krüppel an Geist und Willen gewesen. Und

weil keiner von ihnen sich Macht und Gewalt denken konnte zu etwas anderem als zum Mißbrauch dieser Macht, so stand es bei ihnen von vornherein fest, daß der Herzog seine ungeheure Gewalt nur dazu benützen werde und müsse, den Kaiser zu stürzen, sich selbst von seinem Heer zum Kaiser ausrufen zu lassen und als ein neuer Imperator über ganz Deutschland zu herrschen, nachdem er dessen Fürsten längst von ihren armseligen Thronen in den Staub geworfen. Mit solchen Reden, Drohungen und Befürchtungen lagen sie dem Kaiser Tag und Nacht in den Ohren und suchten ihn aufzubringen gegen seinen Retter, gegen den einzigen Mann, dem er Thron und Krone dankte. So schoben sie dem Herzog geradezu jene Gedanken des Hochverrats wie eine Lockspeise hin. Und wenn er selbst sich auch nie mit solchen Absichten getragen hätte — nun, da man ihn ihrer heimlich und offen beschuldigte, mußte er sich notgedrungen damit beschäftigen, und das Gift drang in seine Seele. Er hatte die Harmonie des Reichshimmels gestört, an dem so zahllose winzige Sternchen einander gegenseitig in Ohnmacht niederhielten — nun bekam er die Folgen davon übel zu verspüren. Besonders die Pfaffen konnten

es ihm nicht verzeihen, daß er den Krieg niemals als einen Religionskrieg führte und verstand, daß er für ihn ein reines Politikum war, bei dem es sich nur um die Entscheidung handelte: hie Fürstenmacht — hie Kaisermacht. Sie vergaben es ihm nicht, daß zahlreiche Obristen seines Heeres Protestanten waren und daß er immer auf einen Frieden der völligen Religionsfreiheit und der Gleichheit drang. Deutschland mußte zur Wüste werden, denn es wurde von Ketzern bewohnt! Wie — und nun kam ein solcher hergelaufener General, dessen Ahnen und Vorahnen nicht Kurfürsten oder Herzoge gewesen, nicht Grafen oder doch zumindest regierende Herren von zwei Dörfern, und wollte eben mit Hilfe dieser Ketzer Deutschland in einen blühenden Garten verwandeln? Durfte das sein?!

Und der Friedländer wäre der Mann gewesen, das zu vollführen. Was für ungeheure Pläne hatte der einsame Schweiger in sich großgezogen in den Jahren, die vor seinem Kommando lagen! Ein Reich — ein Kaiser — ein Heer; weg mit den Hunderten lächerlicher Fürstchen und Herren, die sich gegenseitig in Ohnmacht halten — Freiheit für jeden, zu denken und zu glauben, was ihm be-

liebte! Das Gestern galt bei ihm nicht. Nur das Morgen. Herkommen, Würde, von den Ahnen vererbt, Plunder, der sich durch Jahrhunderte fortgeschleppt, vor dem die andern anbetend in die Knie sanken — er warf ihn mit einem Handwink zur Seite. Aber das Gestern ist eine furchtbare Macht. Die stärkste auf Erden. Denn in ihm wurzeln wir, es ist uns vertraut und gewohnt, ist unser Vater. Das Morgen kennen wir nicht. Darum fürchten wir es, scheuen wir es. Und darum stand es auf gegen den Störenfried. Damals, als er vor Stralsund lag, begann der Kampf zwischen dem Großen, Einen, der das Morgen wollte, und den Vielen, Kleinen, die das Gestern wollten, das Stehenbleiben und Verharren.

Und gerade um diese Zeit fand der Unbesiegliche zum erstenmal im Leben einen Widerstand, den er nicht brechen konnte: Stralsund. Du weißt warum: Gustav Adolf hielt seinen starken Arm über die Stadt. Täglich fast liefen schwedische Schiffe in den Strelasund ein mit Mannschaft, Geschütz, Pulver, Proviant. Der König hatte seinen guten Grund dazu. Wenn der ‚General des ozeanischen und baltischen Meeres' die Ostsee wirklich in seine Macht bekam, dann war es vorbei mit Schweden.

Mich aber litt es jetzt nicht mehr in Sagan. Zu nahe war ich der Heimat, seit Jahren hatte ich nichts mehr von den Eltern gehört — ich bat den Meister um Urlaub und er gewährte ihn mir gern. Es traf sich, daß ich zugleich mit einem Brief von ihm zum Herzog gehen sollte, der gerade wieder vor Stralsund im Lager war. Das freute mich nicht sonderlich, denn ich war mir keines freundlichen Empfangs gewärtig. Es drehte sich immer noch um die leidige Schuld des Kaisers an Kepler, die auch Wallenstein nicht bezahlen wollte. Um so weniger, als sich der Meister nicht, wie der Herzog es wünschte, bereit finden ließ, den astrologischen Grillen des Generals zu dienen, Konjunkturen zu berechnen und Horoskope für Schlachten zu stellen, sondern eifrig seinen ehrlichen astronomischen Studien oblag, zu denen er in dem stillen Sagan Zeit und Muße genug hatte.

So machte ich mich denn auf den Weg — in der Tasche den Brief und in der Brust ein schweres Herz. Ich wußte, was mir bevorstand und zitterte doch davor.

Und jetzt sah ich zum erstenmal den Krieg! Du selber hast ja, zwei Jahre später, das Land dort oben mit eigenen Augen geschaut. Aber du bist sol-

chen Anblick gewohnt. Du hast den polnischen Krieg mitgemacht unter deinem König. Ich aber sah das Elend und Grauen des Krieges nun so plötzlich und furchtbar, daß ich wie von Furien gejagt durch das Land floh. Die Dörfer lagen in Asche und Schutt, die Felder verwüstet, unbebaut. An den Bäumen, die noch nicht gefällt oder verbrannt, hingen verweste Leichen, Totengebein von Mensch und Vieh säumte die Straße. Ich weiß nicht, ob es wirklich so war oder ob meine erregten Sinne bloß es mir vortäuschten — aber es schwelte ständig ein Brandgeruch und der Gestank der Fäulnis in der Luft, daß ich kaum atmen mochte. Tagelang traf ich keinen Menschen. Und bekam ich schon je einen Bauern zu Gesicht, eine verhungerte Jammergestalt, kaum mit ein paar Fetzen bekleidet, starrend von Schmutz und Unrat, aus großen Elendsaugen glotzend wie ein Wahnsinniger, so nahm er bei meinem Anblick schleunigst Reißaus und rannte schreiend und heulend davon, ins Dornendickicht verwilderter Felder und Wälder. In den kleinen Städten, die noch Mauern und Häuser hatten, hockte die Not am Herd. Voll Mißtrauen nahm man mich auf, der herzogliche Paß trug mir nur Haß ein. Zum Nachtlager hatte

ich die nackte Erde, es gab nicht einmal mehr Stroh. Durch Brandenburg mußt' ich mich stehlen wie ein Dieb. Ich sah keine Reisenden, keine Warenzüge. Das Land lag still und tot — und es war doch die hohe Zeit des Jahres. Nur Wölfe und Raben — davon gab es genug und aber genug.

Ich kam nach Pommern. Da ward es lebendig: die Parteigänger des kaiserlichen Heers machten alle Straßen unsicher. Ich glaubte, lauter Räuberbanden zu begegnen, die mit ihren Fouragewagen umherzogen und jeden Fußbreit des unglücklichen Landes durchwühlten. Jedes Stück Vieh, das die armen Bauern vielleicht noch ins wildeste Dickicht gerettet und versteckt, spürten sie aus und nahmen es mit. Zum Dank wurden die Bauern gefoltert, wie es der ärgste Marterknecht nicht schlimmer tun kann. Das Schinden und Quälen war den entmenschten Bestien die größte Lust, die schrillen Schmerzensschreie der Opfer süße Musik. Sie durchwühlten das Trümmerwerk der zerfallenen Häuser, um vergrabenes Geld zu finden, sie brauchten Wünschelruten und magische Mittel, verborgene Schätze zu erwittern. Und wehe den Weibern, die ihnen in die Hände fielen! Lebend

kam keine davon, nachdem sie alles erduldet, was ein Mensch erdulden kann...

In mir ward ein Grauen und ein Haß groß, daß ich es nicht sagen kann. Ich hätte mögen alles beiseite werfen, meine Sendung an den Herzog, alles, und nur rings die Bauern zusammenrufen, alle, die noch stehen und fechten konnten, zu Hauf rotten alle, die das schandbare Kriegsvolk um Haus, Heimat, Hof, um ihr blutwenig bißchen armselig Herdglück gebracht, zu Hauf rotten alles, was zum jammervollsten Hinsiechen verdammt war, und sie anführen wider das Teufelspack, herfallen über das Volk, wo es sich blicken ließ, und Rache üben, Rache bei Tag und Rache bei Nacht, erbarmungslos, Auge um Auge, Zahn um Zahn... Doch was sollte ich tun, ich einer, alleiniger, ich Zwerg, gegen den Riesen! Aber hatte ich den Herzog bisher mit einer heimlichen Scheu bewundert, wie der Astronom etwa mit halber Angst und halber Wißbegier einen riesigen Kometen beobachtet, der drohend über den Himmel zieht, so kannte ich jetzt nur mehr Haß und schäumende Wut gegen ihn. Mag sein, es war kindlich und töricht, so zu denken. Krieg ist Krieg, die Kaiserlichen waren nicht schlimmer als alle andern —

aber nun traf die Not die eigene Heimat, nun wußte ich, was mich daheim erwartete, nun schlug in mir brennend rot der Haß und Rachedurst hoch, daß ich hätte mögen den Herzog erwürgen, hätt' ich nur ihn zwischen die Fäuste gekriegt.

Und so kam ich denn gegen Greifswald, in mein Dorf. Ich will's kurz sagen: es stand kein Stein mehr über dem andern. Auf den Trümmern wuchs Gras, Distel und Dorn und brennende Nessel. Ich fand nicht einmal mehr den Fleck Erde, wo meiner Eltern Haus gestanden. Ich sah weit-um keinen lebendigen Menschen. Und über mir war groß und weit der blaue Sommerhimmel, Wolken, weiß und leuchtend, flogen über ihn hin, und es war still, und hoch im Mittag strahlte die Sonne. Der Seewind strich her und die Halme bogen sich unter ihm, bunte Falter jagten und schaukelten zwischen den Trümmern..."

Jorin Michels hielt ein. Er trank einen Schluck und sah vor sich hin. In seinen Augen stand keine Träne. Langsam streckte ihm der Schwede die Hand hin über den Tisch und suchte die seine. Jorin sah ihn mit einem fremden Lächeln an, als wollte er fragen: was soll's? Dann legte er die Rechte auf die Hand des Freundes.

„In dieser Stunde, Sven, da habe ich Gott gelästert. Ich tobte mit geballten Fäusten und spie Fluchworte gegen den Himmel, die wildesten, greulichsten Flüche, die ein Mensch ersinnen mag. Denn ich sah in dem Trümmerwerk nicht das Vaterhaus



allein — ich sah Deutschland in Schutt und Asche ..."

Leise sagte Sven: „Ihr seid ein armes Volk, Jorin, das unseligste Volk der Welt ..."

„Das sagst du wahr, bei Gott! Das unseligste! ... Aber hoch über mir blieb der Himmel lichtblau und heilig, zogen die Wolken ohne Makel in reiner Weiße. Und plötzlich horchte ich auf: ein leises, kaum hörbares Donnerrollen trug mir der See-

wind ans Ohr — ich schrak auf: die Geschütze vor Stralsund!

Da biß ich die Zähne zusammen und ging. Holte mein Pferd, das von dem jungen Gras geweidet hatte, und ritt graden Wegs gegen Stralsund, zum Herzog.

Andern Tags kam ich ins Lager, wies meinen Paß. Man ließ mich passieren. Und jetzt stand ich in seinem Reich... Kerle, anzusehen wie die leibhaftigen Teufel! Aber es war, als fühlte ein jeder eine unsichtbare Faust im Nacken, die ihn zu Ordnung und Disziplin zwang. Ich kannte die Faust! Ich kam mir vor wie in der Hölle: lauter Teufel — die alle vor dem Oberteufel zitterten.

Fern, auf den Schanzen und Gegenschanzen, donnerte das Geschütz.

Im Lager wollte mich niemand anhören und zum Herzog weisen. Er ist nicht da. Er ist im Schloß. Wo? In welchem Schloß? — Aber schon stand ich wieder allein. Endlich gab mir ein Quartiermeister Bescheid: ‚Wartet. Seine Gnaden kommt in einer Stunde oder zwei ins Lager... Kann sein auch erst morgen...'

Ich trieb mich umher in den Lagergassen. Nun — du weißt, wie es da zugeht. Aber es war übler

als bei uns, bei den Schweden; das magst du mir glauben...

Plötzlich fuhr es wie ein Blitz durchs Lager: der Herzog kommt! Und schon war er da — eine Gasse flog vor ihm auf im Gewühl. Totenstille war rings. Ich hörte nicht einmal das Geschütz mehr, so war ich gebannt. Und die selben Kerle, die eben noch, vollgesoffen mit Branntwein, ein halbnacktes Lagermensch zwischen den Fäusten gehabt, die eben noch fluchend beim Würfeln gesessen und schon das Messer gegeneinander zückten — sie standen, als hätten sie eine Lanze verschluckt, so grade. Und der Herzog ging vorüber: in seinem scharlachroten Mantel, am schwarzen Hut die rote Feder... Wie ein Henker... Deutschlands Henker... Blaß, ernst, ja düster das Gesicht. Das Auge sah nirgends hin und schien doch alle mit seinem Blick zu durchbohren. Und auf einmal stand er bei einem Musketier: ‚Du hast gestern auf der langen Schanz das Geschütz vernagelt?' — ‚Ja...' Ein Schlag auf die Schulter des Musketiers: ‚Du bist Feldwebel!'... Und zum Zahlmeister: ‚Hundert Gulden!'... Und ging weiter. Der Musketier wankte, als müsse er zu Boden stürzen. Als er begriffen, welches Glück ihm widerfahren, war der Herzog

schon ein paar Dutzend Schritt weiter. Er kam geradewegs auf mich zu. Ob er mich sah? Aber ich gesteh es dir ohne Scham: mir zitterten die Knie!

Plötzlich blieb er vor mir stehen und sah mich an mit dem Blick, dem keiner standhalten kann: ‚Prag? Bei Kepler?'

‚Jawohl, Hoheit', stammelte ich.

‚Du bist noch bei ihm?'

‚Ja, Hoheit. Ich bring' einen Brief von ihm.' Ich zog ihn aus der Tasche.

‚Später — im Schloß.' — Und er ging weiter. Ich, wie gebannt, ihm nach.

Die Wache führt einen Pikenier vorüber, gefesselt. ‚Was ist mit dem Kerl?'

Der Korporal meldet: ‚Beim Falschspiel ertappt, Eure Hoheit! Mit dem Messer auf den Kameraden losgegangen ...'

‚Hängt die Bestie! Sofort!' Das Wort fuhr wie eiskalter Stahl durch die Luft.

Der Kerl glotzt den Herzog an, schreit auf wie rasend, reißt sich los, packt mit den gebundenen Händen einen Degengriff von irgendeinem, der da stand — das Eisen blitzt und der Mann rennt mit der Spitze den Herzog an — — schreiend, Schaum

vor dem Maul. Und schon ist er gepackt, der Degen ist ihm entrissen, fliegt im Bogen zur Erde.

‚Loslassen die Bestie! Hat genug für diesmal... Beim nächsten Sturm: erste Reih'. Kommt er davon: Korporal!'

Der Herzog geht weiter. Rings alle sind starr. Der Kerl rafft sich taumelnd hoch, stürzt dem Herzog nach, fällt ihm zu Füßen und will mit den Händen, die immer noch der Strick schnürt, den Scharlachmantel packen, ihn zu küssen. Mit einer Gebärde des Ekels rafft Wallenstein den Mantel enger an sich und geht weiter. Ich blieb hinter ihm.

Aus einem Zelt tönt schrilles Weibergeheul.

‚Was ist?'

‚Ein Mensch ist in die Wehen gekommen, Hoheit.'

Dem Herzog zuckt es über die Lippen. ‚Wenn's ein Bub ist: zehn Gulden!'

Wir kamen ans Tor. Die Wachen schlugen die Trommeln. Fahnen senken sich in den Staub. Der Herzog zieht den Hut und schreitet durch. Draußen wartet ein Fähnlein Dragoner: die Leibwache. Er besteigt das Pferd. Ich lief nach dem meinen und jagte dem Trupp nach. Nach einer halben Stunde waren wir bei einem Wasserschloß, seinem Quartier. Mein Roß wurde in den Stall geführt, mir

setzte man Essen und Trinken vor. Man hatte gesehen, daß mich der Herzog von früher kannte. Das genügte zu gutem Empfang.

Plötzlich ein Diener: zum Herzog!

Ich wurde durch weite Säle und Zimmer geführt. Keine Möbel, kahle Wände. Alles wie ausgestorben. Der Schritt hallte im Leeren. Es dämmerte schon. Dann zwei Wachtposten an einer hohen Tür. Und wieder leere Zimmer. Endlich ein Kämmerling. Er legt den Finger an den Mund, schleicht zur Tür, öffnet leise und meldet: ‚Eure Hoheit: der Bote vom Kepler.'

Ich trat ein: ein Prunksaal. An einem Riesentisch sitzt der Herzog. Vor ihm zwei Goldleuchter mit viel Kerzen. Sonst Dunkel im Raum.

Er winkte mich näher und empfing den Brief. Las. Dann unwirsch:

‚Immer das leidige Geld! Zwölftausend Gulden! Bin ich des Kaisers Zahlmeister? Warum ist dein Herr nicht nach Rostock gegangen, als Professor, wie ich's befohlen?'

‚Euer Gnaden: geht Kepler nach Rostock, so erhält er Lohn für das, was er dort tut. Aber ihm gebührt noch der Lohn für das, was er getan hat — seit achtzehn Jahr! Darum geht er nicht.'

‚Dickschädel! — Habt ihr schon die nächste Wiederkehr meiner Geburtskonstellation berechnet, wie ich's befahl?'

‚Nein, Herr!'

‚Und warum nicht? Faulenzt, beide, und wollt dafür noch Geld!'

In mir kochte der Zorn über. Aller Haß, alle Wut, die sich auf der Fahrt in mir aufgehäuft wie Pulver — ich brach los gegen den Herzog, als sei ich Wallenstein und er ein elendiger Troßknecht.

‚Mein Herr ist nicht Euer Knecht. Ihr gebt ihm keinen schäbigen Gulden Lohn. Er hungert, wie er sein ganzes Leben gehungert. Muß alberne Kalender schmieren, fürs trockene Brot. Ein Kepler, der die Gesetze des Himmels erkannt! Ihr laßt ihn verkommen, wie Ihr das Land ringsum verkommen laßt! Schaut Euch um, wo Ihr wollt, in Deutschland — ein Trümmerhauf ist Deutschland, eine Brandstatt! Eure Räuberhorden plündern und sengen, reißen dem Bauern das letzte Schaf weg, foltern und martern, morden, brennen, schänden — ein Grab ist Deutschland!...'

Ich schrie ihm meine Wut zornrot ins Gesicht, ich fühlt', wie mir die Tränen aufstiegen in meiner Ohnmacht vor diesem unbewegten, kalten Stein-

gesicht, ich schrie noch lauter, das Weinen zu übertäuben, ballte die Fäuste gegen ihn:

‚Gestern bin ich vor den Trümmern meines Vaterhauses gestanden. Das ganze Dorf ist ein Aschenhaufen, es wachsen Dornstauden über den Steinen. Alle sind tot, vom ganzen Dorf lebt keiner mehr. Das hat der Krieg getan, der verfluchte Krieg, den Ihr zu einer Höllenkunst gemacht habt, wie keiner vor Euch —!'

Ich weiß nicht mehr, was alles ich ihm noch ins Gesicht schrie. Er saß starr, sah mich an, gelassen und kühl. Und als ich endlich verstummte, weil mir die Worte versiegten, sagte er leichthin, unbewegt:

‚Ist das die Botschaft, die mir dein Meister sagen läßt? Kommen diese Worte aus seinem Mund?'

‚Nein. Ich allein habe zu Euch geredet.'

‚Etwas laut sogar... Ich dachte es. Johannes Kepler ist zu weise für solche Worte und Anklagen. Du bist ein Knabe trotz deiner Jahre. Das ist deine Rettung — vor dem Strick...'

Ein leichter Handwink lud mich zum Sitzen ein. Ich gehorchte wie im Bann. Ich saß an einem Tisch mit dem Friedländer...

Langsam wurde es still in mir; ich war erschöpft von dem furchtbaren Ausbruch. Die Worte des Herzogs fielen in mich wie in eine große Leere. Sie hallten in mir nach wie in einer Kirche, in der keine Menschen mehr sind...

„Ich weiß, so wie du denken Hunderttausende. Weil sie blind sind... Es ist Krieg. Ich habe ihn nicht gewollt. Ich — benütze ihn. Zu höheren Zwecken. Wenn es nach meinem Kopf ginge — er wäre längst geendigt. Aber vielleicht — werde ich ihn enden, auch gegen den Willen — anderer. Dann werdet ihr sehen, zu welchem Zweck er war, das heißt vielmehr: welchen ich ihm gegeben habe... Ihr wollt Freiheit des Glaubens? Hast du je gehört, daß in meinen Ländern jemand um des Glaubens willen angetastet wurde? — Freiheit des Denkens? Ich habe sie meinen Untertanen gegeben. Wohlstand, Friede? In meinen Ländern ist Wohlstand und Friede! Arbeit und Brot? Geh nach Friedland, Sagan, Mecklenburg, und du wirst sie finden.

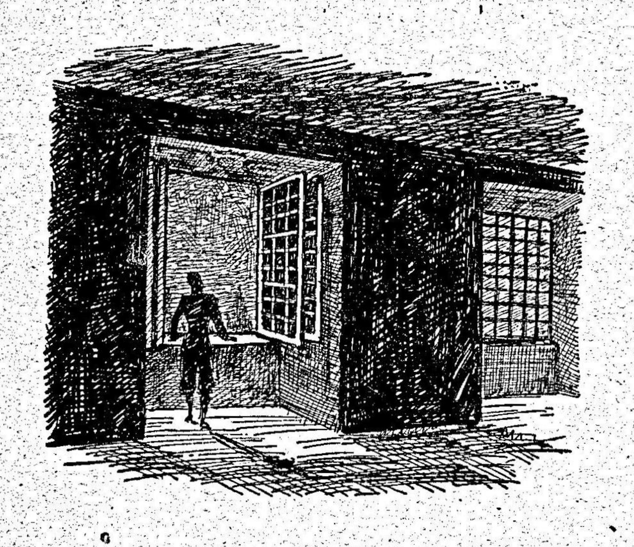
Du klagst mich an, daß Deutschland eine Wüstenei ist. Ich habe es nicht dazu gemacht. Fluche denen, die diesen Krieg weiterführen wollen, bis kein Ketzer mehr im Land ist... Mir sind die Kon-

fessionen völlig einerlei. Ich brauche Männer, nicht Betschwestern...

Du klagst, daß deine Heimat zerstört ist; — dir allein?!

Öffne die Augen: die Welt steht an einer Zeitenwende. Es dauert Jahrhunderte, ehe neue Gedanken, neue Staatsformen, neue Arten des Zusammenlebens von Mensch und Mensch im Dasein der Völker emporsteigen und zu Wirklichkeit werden. Solche Zeiten sind von wilden Kämpfen und Greueln erfüllt. Wenn du die Geschichte kennst, wirst du Exempel dafür wissen. Solch eine Zeit ist unsere. Ich habe die Fehler der alten Welt erkannt und will eine neue, bessere bauen. Daß darüber Blut fließt, ist nicht zu verwundern, nicht zu vermeiden. Aber ihr alle, die ihr mir heute flucht, solltet mir dankbar sein, daß ich diese Zeit, die ohne mich Jahrhunderte währte, verkürze auf ein paar Jahre...'

Ich weiß nicht mehr, wie ich aus dem Zimmer kam. In mir, um mich drehte sich alles im Wirbel. Ich fand mich wieder in einem leeren Saal, an einem Fenster stehend. Ich sah über der Weite den Sternhimmel in tausend Lichtern flammen. Ich suchte und fand den Jupiter, funkelnd in maje-



stätischem Glanz. Er schien mir gerade über dem Schloß zu stehen.

Ich schrak auf von Schritten. Ein Diener rief mich zur Tafel...

In einem Saal, der von hundert Kerzen strahlte, war eine üppige Tafel gedeckt. Offiziere, Gesandte, Adelige, Hofbeamte des Herzogs standen umher in Erwartung des Herrn. Ich drückte mich in einen Winkel. Ich kam mir so klein, so erbärmlich winzig vor in diesen Räumen, in denen der Herzog von Friedland weilte.

Als er erschien, mit leichtem Lächeln, liebens-

würdig, war er ein anderer Mensch. Er nahm Platz, die Gäste desgleichen. Der Marschall wies mir einen Stuhl unweit vom Herzog. Da saß ich in meinen schlechten, armseligen Kleidern, bestaubt vom Ritt, mit verwirrtem Haar. Aber niemand nahm Anstoß daran. Wen Friedland zur Tafel lud, war wert, mit Fürsten zusammenzusitzen.

Es gab Leckerbissen und Wein in Fülle. Draußen verhungerte Deutschland...

Die Gäste ließen sich Speis' und Trank munden. Nur zwei berührten die Gerichte kaum: der Herzog und ich. Mir war die Kehle wie zugeschnürt, ich starrte den Herzog an und konnte das Auge nicht von ihm wenden. Und er war bei aller Freigebigkeit gegen andere genügsam und mäßig wie ein Asket. Er nahm von den Speisen, wie es schien, nur, um der Höflichkeit gegen seine Gäste zu genügen.

Am Morgen wurde mir ein Brief an den Meister überbracht und ich ritt wieder zurück nach Sagan. Meine Heimat habe ich nicht mehr betreten...

Einige Wochen später brach Wallenstein die Belagerung ab. Er mochte fürchten, daß der Schwedenkönig ein Heer nach Deutschland senden könnte; denn daß Gustav Adolf sich mit diesem

Gedanken trug, wußte er natürlich ebensogut wie ihr in Schweden. So zog sich die Armee nach dem Süden, nach Württemberg, und wüstete grauenvoll in dem unglücklichen Land. Für Kepler, der auch jetzt noch kein Gehalt bekam und sein Leben von dem Verkauf der Sterntafeln fristen mußte, war das ein neuer Schlag. Denn noch wohnten ihm dort seine Geschwister, für deren Leben er nun bangen mußte.

Die Sache der Evangelischen in Deutschland schien verloren.

Da hob eines Tages im Junius ein scheues Raunen an, ein Flüstern von einem zum andern, und die trüben Augen erhellten sich: in Pommern, auf Usedom, sollte der Schwedenkönig gelandet sein mit einem gewaltigen Heer. Und immer sicherer und bestimmter wurde das Gerücht — ein Jubel ging durch das evangelische Deutschland. Und durften wir ihn auch vorerst nicht laut zeigen — heimlich, hinter verschlossenen Türen, saßen wir beisammen und lauschten jedem begierig, der mehr wußte oder wissen wollte als wir.

Aber der Held von Norden blieb immer noch fern. Erst später erfuhren wir, warum er so lange in Pommern sitzen mußte. Du weißt es: die

schandbaren deutschen Fürsten, Kursachsen und Brandenburg, die sich evangelisch nannten, weigerten ihm die Waffenhilfe! Diese elenden Wichte sind schuld an allem Unheil, das nachher kam — vor allem an Magdeburg, der unseligen Stadt! Der Sachse — groß war er nur im Fressen und Saufen. Alles andere galt ihm gleich. Wallenstein hatte sein Land unmenschlich verwüstet — er aber erstarb in Ehrfurcht vor dem gnädigen Herrn Kaiser, der es befohlen hatte, und war nicht zum Bündnis mit Gustav Adolf zu bewegen. Und desgleichen Brandenburg. Der König war gekommen, uns zu retten — und unsere Fürsten verrieten uns an ihren und unseren Todfeind!"

„Eure Fürsten sind euer Unglück! Von eh und je!"

„Ja, so ist es, Sven. Und wieder mußte ich, wie so oft in der letzten Zeit, an die Worte Wallensteins denken, die er mir vor Stralsund gesagt. Wenn e r auf dem Kaiserthron gesessen wäre statt jenes Ferdinand! Mußte in einem Mann seiner Art nicht der Entschluß reifen, selbst die Macht an sich zu reißen und mit einem Schlag all den Jammer zu enden, den Deutschland seit zwölf Jahren trug? Was sage ich! seit Jahrhunderten! Ja — war es nicht geradezu die Pflicht eines Mannes, der so

berghoch über der Zeit stand, so zu handeln, mochte der Kaiser und seine Schranzen dagegen schreien, wie sie wollten? Jetzt verstand ich mit einmal seine Andeutungen von damals.

Eines Abends im ersten Sommer, als es schon dunkel geworden, pochte es an der Tür: ein Mann stand da und meldete, daß seine herzogliche Gnade unverweilt erscheinen werde, um Meister Kepler zu besuchen. Er wünsche aber, ihn ganz allein zu sprechen.

Wir sahen uns betroffen an. Niemand wußte, daß der Herzog hier sei. Was wollte er vom Meister?

Ich verließ das Zimmer meines Herrn. Aber ich konnte der Versuchung nicht widerstehen und schloß die Türe zum Nebenraum nur zum Schein, so daß ein kaum fingerbreiter Spalt offenstand, durch den ich hören konnte, was im Zimmer gesprochen wurde. Ich habe diese ganze Unterredung noch in der selben Nacht heimlich aufgezeichnet und sie seither unzählige Male gelesen. Sie ist für alle Zeit in mein Gedächtnis gegraben. Dem Meister habe ich nie davon gesagt, daß ich sie mit angehört. Er hätte mir nicht gezürnt; aber über solche Dinge spricht man nicht.

Der Herzog kam. Er trug einen schwarzen Mantel, den er hoch aufgeschlagen hatte, so daß ihn in der Dunkelheit, auf den Gassen, kaum einer erkannt haben mochte, zumal niemand sich seiner Anwesenheit versah.

Er war ernst und blaß wie immer, aber so weit ich bei dem schwachen Kerzenlicht in der Stube zu sehen vermochte, war er ungewöhnlich erregt.

‚Wie geht es Euch, Kepler', fragte er. ‚Ihr seht nicht wohl aus?'

In der Tat war der Meister schon seit ein paar Jahren nicht mehr bei voller Gesundheit. Das ruhlose, rastlose Leben der letzten Zeit, der unendlich viele Kummer, den er erlebt, Not und Entbehrung, Hunger und Mangel aller Art hatten seinen ohnehin nicht allzu starken Leib geschwächt. So war er nicht mehr gesund, ohne gerade krank zu sein. Und müde, unendlich müde. Mir war oftmals, als ob er selbst fühle, daß seine Arbeit auf Erden getan sei und er nur noch mit halbem Sinn bei den Dingen dieser Welt sei. Sein Geist bereitete sich schon vor zur Reise in die Regionen jener ewigen Harmonie, die er in seinen Werken enthüllt und gepriesen hatte. Dieses Wissen oder Ahnen gab seinem von jeher milden und gütigen

Wesen nun aber eine letzte, lächelnde Gelassenheit, wie sie einem eigen ist, der schon von einem jenseitigen Ufer her dem Leben zusieht. So beantwortete er denn auch jetzt die Frage des Herzogs nur mit einer leisen, fast abwehrenden Bewegung der Hand und einem schwachen, etwas müden Lächeln. Wallenstein sah ihm noch einmal forschend ins Gesicht, dann nahm er in dem Lehnstuhl des Meisters Platz, warf Hut und Handschuhe beiseite, auf die Schriften, die den Tisch bedeckten, und hatte auch schon alles andere vergessen, was nicht seine eigenen Angelegenheiten betraf. Es bedeutete schon viel, daß er überhaupt Keplers krankes Aussehen bemerkte.

Jetzt saß er in dem alten Lehnsessel, zurückgelehnt, die Augen geschlossen, die Stirn in die Hand gestützt. Er schien schwer erschöpft, und es war, als trinke er die tiefe Stille und den Frieden des Arbeitsraumes Johannes Keplers wie einen Heiltrank in sich ein.

Lange blieb er so, dann sah er auf, ein leichtes Lächeln auf den Lippen.

‚Ich bin ermüdet von der Reise... Kepler, sagt mir... Ihr habt mich einmal gewarnt, hier in Sagan, vor einem Jahr... Ich habe es vergessen

gehabt in all dem Kriegslärm der letzten Zeit. Vielleicht auch gering geachtet. Denn mein Stern trug mich empor zu den höchsten Höhen, die ein Mensch erreichen kann.'

‚Eben darum warnte ich Euch, Hoheit; niemand kann für immer auf dem Gipfel verweilen. Auch die Sonne sinkt vom Mittag gegen den Abend...'

‚Aber sie steigt an einem neuen Morgen aufs neue zu einem Mittagsberg... Ich muß Euch gestehen, Kepler: das Horoskop, das Ihr mir vor mehr als zwanzig Jahren in Prag gestellt habt, war meinem ganzen Leben Weiser und Führer. Ich habe in entscheidenden Stunden stets nach ihm gehandelt und bin nie betrogen worden... Sagt mir jetzt: habt Ihr noch immer nicht die nächste Konjunktur des Jupiter mit dem Saturn berechnet? Ich muß sie wissen... es gehen wichtige Dinge vor...'

Kepler schwieg einen Augenblick, unwillig über die Frage, wie es schien. Du weißt, wie er über den Sternglauben dachte. Dann sprach er zögernd: ‚Am fünfundzwanzigsten Hornung des Jahres vierunddreißig...'"

Sven fuhr auf: „Heute — an diesem Tag?!"

Jorin nickte ihm zu: „Heute ist der Tag... Um

acht Uhr ist die Konjunktur... Ich habe nie an die Horoskope geglaubt und der Meister hat mich erst recht gelehrt, sie zu verlachen. Aber ich muß dir gestehen, daß mir das Horoskop des Herzogs ein geheimes Grauen verursacht hat und mit den Jahren immer drohender vor mir aufwuchs als eine Mahnung, daß wir von den Mächten, die über unserem Leben walten, nichts wissen und ahnen können. Denn zweimal war die Konjunktur in seinem Leben bedeutsam geworden. Das drittemal steht noch aus... Aber was immer auch diese Nacht bringen mag — ob der Herzog nun glücklich zu Schweden übergeht und damit den Kaiser vernichtet, oder als ein Bettler ins Elend zieht — Jupiter wird über dieser Nacht stehen, der Königsstern, und — Saturn, der Verderber... Und es ist für mich kein Zweifel, daß der Herzog im Vertrauen auf diese Konjunktur den letzten Schritt gewagt hat, vielmehr: daß er ihn bis zum heutigen Tag hinausgezögert hat — den Übergang zu Schweden; und auch ich — wiewohl ich nicht an die Sterne glaube —, ich kann es nicht leugnen, denn so voll Widerspruch ist einmal das menschliche Herz — auch ich hoffe auf ein gutes Ende dieser Nacht, über der Jupiter und Saturn stehen..."

Jorin und Sven stießen mit den Bechern an. Da sah Sven zufällig nach dem Fenster: „Was ist das, Jorin? Oben, auf dem Schloß — die Lichter?“

Auch Jorin blickte hinaus: „Der Bankettsaal — Gordon und Leßley haben Terzka und Illow und ein paar andere Offiziere des Herzogs zu einem Fest geladen... Sie mögen nun ebenso wie wir auf das Wohl des Herzogs und seine Verbindung mit Schweden trinken...

Aber daß ich nun mit meinem Bericht zu Ende komme! Wo war ich stehengeblieben ... Ja. Der fünfundzwanzigste Hornung... Wallenstein schien enttäuscht. ‚So lange noch? Fast vier Jahre... Nun denn... es sei... Ich muß Euch nun aber gleich etwas anderes fragen; bekennt mir ehrlich, ohne Rückhalt: haltet Ihr den menschlichen Willen für frei?‘

Kepler lächelte leise, etwas belustigt: ‚Hoheit — die katholische Kirche lehrt, daß er frei sei. Ihr seid Katholik...‘

Wallenstein, barsch: ‚Kepler — mir ist nicht um lose Scherze zu tun, heute nacht...‘

Darauf Kepler: ‚Meine Religion lehrt das Gegenteil. Ich bin evangelisch.‘

Wallenstein, heftig zufahrend: ‚So glaubt Ihr, daß er nicht frei sei? An die Sterne gebunden, wie?'

‚Herr, das ist eine Frage, die noch kein Philosoph entschieden hat. Wenn ich Euch die Wahrheit gestehen soll — ich habe darüber nie sonderlich nachgedacht ... Aber ich glaube, daß unser Wille und damit auch unser Schicksal gebunden sei —'

‚An die Sterne, wollt Ihr sagen, nicht wahr?'

‚Ich glaube eher, daß das Schicksal in uns liegt ...'

‚Das wäre! Kepler — glaubt Ihr denn nicht an die Sterne?!'

Der Meister saß mit gesenktem Blick dem Herzog gegenüber und sah nachdenklich zu Boden.

Was in diesem Augenblick in ihm vorging? Er wußte: wenn er Wallenstein seine wahre Überzeugung aussprach, so nahm er ihm damit den festesten, ja den einzigen Halt seines Lebens und Handelns. Lähmte ihn. Und obwohl er in Wallenstein den Feldherrn des Kaisers, unseres Todfeindes, sehen mußte, des Vernichters Deutschlands, obwohl er Wallenstein selbst hassen mußte als den erbarmungslosen Vollstrecker der kaiserlichen Befehle, so war er doch wie jeder, der ihm nahe kam, von dem dämonischen Wesen des Man-

nes bezwungen, so daß er, der nie im Leben eine Unwahrheit sagte, diesmal — nicht log, nein, das nicht, aber die Wahrheit hinter ausweichenden Worten verbarg, verschleierte, genug, um sie den Herzog, der sie nicht sehen wollte, nicht sehen zu lassen. Darum sagte er, vorsichtig, mit tastenden Worten:

‚Ich glaube, Hoheit, daß jeder von uns von Geburt an gleichsam einen unabänderlichen Weiser mitbekommt, dem er nachlebt und gehorchen muß, ob er es nun weiß oder nicht. So wie Ihr einem General einen Befehl auf den Marsch mitgebt, den er auszuführen hat, ohne daß Ihr bei jeder seiner eigenen Handlungen ihm neue Befehle geben müßtet.'

‚So ist es. Und den Inhalt dieser Ordonnanz, wie man sich militärisch ausdrückt, erforschen wir durch das Horoskop ... Wie nun aber für die Ausführung eines militärischen Befehles nicht jede äußere Lage gleich günstig ist, so ist auch für die Handlungen des Menschen nicht jeder Tag und jede Stunde von gleichem Wert. Darum gilt es, jene Konstellation der Gestirne zu finden, unter der wir unsere innere Ordonnanz am günstigsten zur Tat gestalten können ...'

Ich hatte bei diesen Worten ein eigenartiges Gefühl. Ich sah es geradezu mit leiblichen Augen, wie der Herzog, durch Keplers Worte für die winzige Zeitspanne von ein paar Atemzügen aus seinem blinden Sternenglauben aufgeschreckt, wieder in den alten Weg einbog. Die vorsichtig gewählten Worte des Meisters hatten ihren Dienst getan... Ob dem Herzog zum Heil — zum Unheil? Wer konnte es sagen! Wallenstein fuhr fort:

‚Dann befindet sich unser Wille in völliger Übereinstimmung und Harmonie mit unserem inneren Gesetz und mit der Welt. Dann handeln wir recht.'

Der Herzog redete von der Harmonie — wie Johannes Kepler... Ein seltsames Mitleid überkam mich für diesen Mann, der so groß und gewaltig war und mir in diesem Augenblick so arm und klein erschien. Was verstand er unter dieser Harmonie, wie betrog er sich selbst mit seinen Gedanken, wie ängstlich fast klammerte er sich an den Glauben, daß man aus den Gestirnen eine Richtschnur für das menschliche Tun und Lassen abnehmen könne!

Ich war so von diesem Gefühl bewegt, daß ich

vielleicht einiges von dem überhörte, was der Herzog weitersprach. Ich wurde erst wieder aufmerksam, als er sagte:

‚Kepler, ich glaube, daß in uns zwei Willen sind: einer, nach dem wir mit vollem Bewußtsein, wissentlich und überlegt, handeln. Das ist der Tageswille. Und einer, der, uns unbewußt, aus den dunklen, unbekannten Tiefen unseres Ichwesens emporsteigt, gemäß unserer geheimen Sendung, und das ist der rechte Wille, der Wille der Nacht... das Schicksal. Der erste leitet uns nur zu oft irr, er folgt allen Eingebungen und störenden Einflüssen des Tages, der Welt. Der zweite, der wahre aber, kommt aus Tiefen, die unzugänglich sind... Darum käme alles darauf an, so zu handeln, daß unser Tageswollen übereinstimmt mit dem Willen der Nacht, des Schicksals... Glaubt Ihr nicht, Kepler, daß es so sei?'

Das war im Grund, nur astrologisch verkleidet, das nämliche, was der Meister kurz vorher gesagt, und so nickte er zustimmend. Wallenstein redete weiter, wie in einem fieberhaften Selbstgespräch, als ob es ihm nur darauf ankäme, durch das laute Wort seine geheimen Gedanken und Zweifel zu klären. Daß er das vor Johannes Kepler tat,

geschah ohne Zweifel deswegen, weil er niemand so schweigsamen und niemand so weisen wußte wie diesen Mann.

‚Ihr habt sicher von der Landung des Schweden gehört, Kepler, nicht wahr? — Was Ihr aber nicht wißt, ist, daß man am Wiener Hof mit allen Kräften gegen mich Minen gräbt. Die Kurfürsten, die Pfaffen — alle dringen sie in den Kaiser, mich des Kommandos zu entheben. Sie können es mir nicht verzeihen, daß ich seine Macht zu einer Höhe erhoben, wie sie nie zuvor ein deutscher Kaiser innegehabt. Sie wissen jetzt, daß es mit ihrer Herrlichkeit zu Ende ist, wenn ich noch ein paar Jahre die Armee führe.'

‚Dafür müßte Euch aber doch der Kaiser den größten Dank wissen, Hoheit?'

Wallenstein lachte kurz auf, höhnisch. ‚Das glaubt *Ihr*!... Aber sie reden ihm ein, daß in Wahrheit bereits *ich* Kaiser sei, er nur mehr ein Schatten, ein Popanz. Und er ist kurzsichtig genug, ihnen zu glauben, mich zu opfern, der Eigensucht der Fürsten zu willfahren und die Macht aus den Händen zu lassen, die ich ihm errungen... Ich habe genauen Bericht aus Regensburg, wo sie wieder beisammensitzen. Ich weiß jedes Wort, das

dort in den geheimen Beratungen gesprochen wird: der Kaiser ist geneigt, mich fallen zu lassen...'

,Wie aber nun, Herr, wo doch die Schweden gelandet sind und ohne Zweifel bald mitten ins Reich vorstoßen werden?'

,Ihr habt recht. So denke auch ich. Nun kann er mich nicht mehr entlassen. Jetzt braucht er mich dringlicher als je. Wer soll Gustav Adolf entgegentreten? Der Tilly vielleicht? Der alte Pedant dem jungen Löwen? Wer sonst? Jetzt braucht er mich wieder... Das wird den Herren die Mahlzeit stören... Nun werden sie wohl verstummen müssen... Aber ich hätte ihnen auch die Suppe gründlich versalzen, ihnen — und dem Kaiser... Hätte er mich abgesetzt — ich wäre zu Gustav Adolf übergegangen... Ich hätte ihm ein Heer aus dem Boden gestampft — hunderttausend Mann! — und dann...'

Kepler sah den Herzog an, so erstaunt und fast erschrocken, daß Wallenstein innehielt. ,Was habt Ihr?'

,Wäre dies nicht Verrat gewesen...?'

Wallenstein lachte hart auf. ,Verrat!... Verrat gibt es nur für die Kleinen, die Untergeordneten... Wenn mich der Kaiser des Kommandos enthebt,

bin ich ein freier Reichsfürst wie jeder andere und kann mich für und wider ihn verbünden, wie ich will... Aber dazu kann es jetzt nicht mehr kommen. Jetzt braucht er mich nötiger denn je... Gustav Adolf wird nicht an der Küste von Pommern stehenbleiben... Er wird in Brandenburg und Sachsen einrücken wollen, in die größten evangelischen Länder... Und dann —! Dann steht das Reich ohne mich schutzlos dem Schweden preisgegeben — dann steigt Friedlands Stern wieder zum Zenith empor... und ich entscheide zwischen Habsburg und Schweden, zwischen Rom und Luther...'

Ich begriff den Herzog kaum, was ihn bewog, seine geheimsten Pläne also offen vor Kepler zu enthüllen. Es mußte eine unerträgliche, qualvolle Unruhe in ihm sein, von der er sich zu befreien suchte. Eine seltsame Erregung war in seinen Worten und Gebärden, wie bei einem Fieberkranken. Aber ich sah auch zugleich und befand es wieder: dieser Mann kannte nur sich selbst. Sich und seinen Ruhm. Deutschland, das Reich, das Volk — waren ihm völlig gleichgültig, waren nur Mittel für ihn, seine Ziele zu erreichen. Und doch — magst du es vielleicht auch unbegreiflich

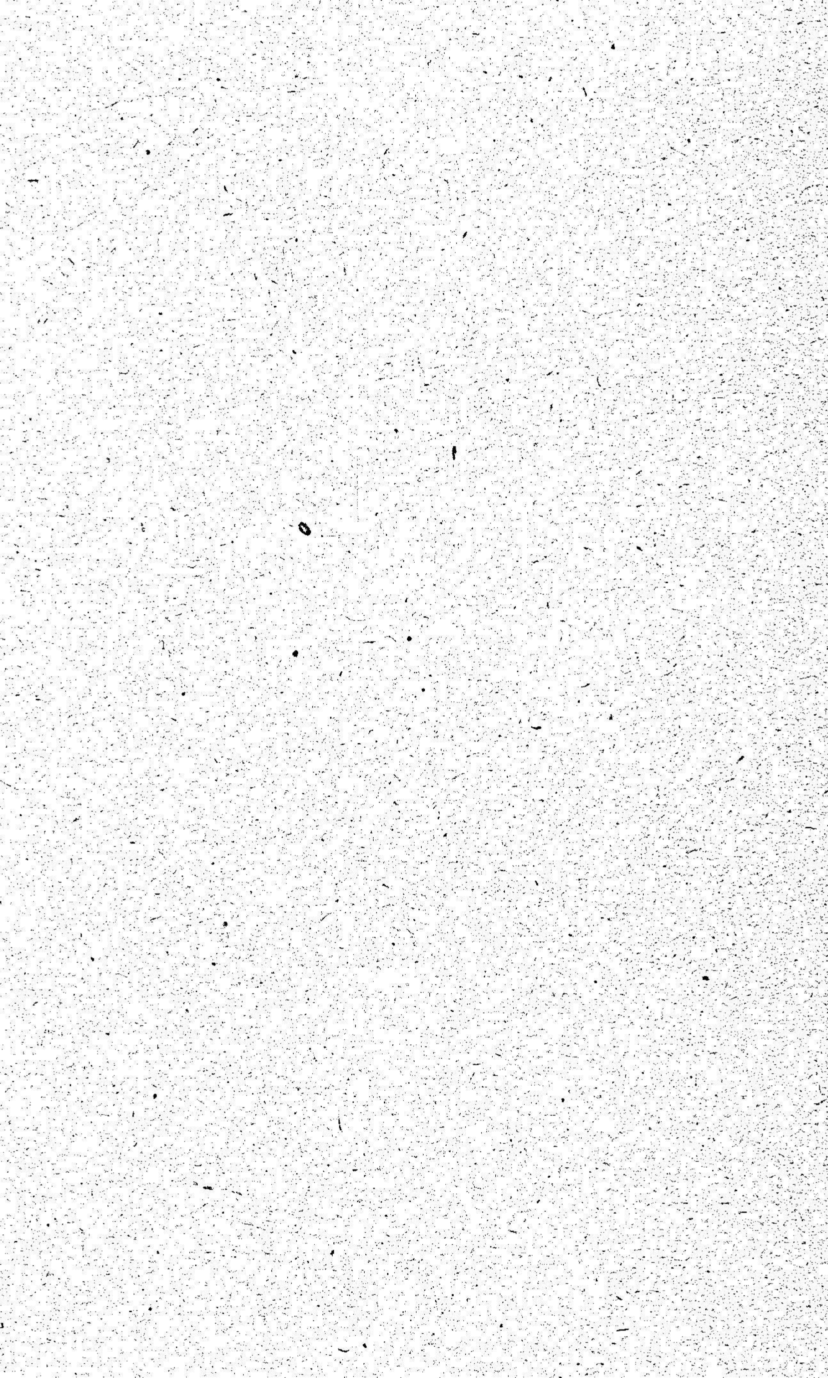
finden — ich konnte ihm nicht zürnen, ihn nicht verabscheuen. Wie ich ihn so vor mir sitzen sah, im Sessel zurückgelehnt, lächelnd, ganz der große Mann von ehedem, spielend mit dem Schicksal der Könige und Fürsten, als werfe er mit lässigen Händen goldene Kugeln durch die Luft — da fühlte ich das erstemal im Leben, daß ein Mensch auch so groß sein kann, daß man die Regeln und Gesetze, die man gemeinhin für das Handeln der Menschen aufstellt, nicht mehr auf ihn anwenden kann. Er stand außer und über dem Gesetz, Gut und Böse hatten hier ihren Sinn verloren... Wie er selbst es herrisch gesagt: das gilt nur für die Kleinen...

Aber während er sich noch so im Vollgefühl seiner wiedererstarkenden Macht wiegte — oder vielleicht eher: sich in dies Gefühl mit etwas prahlerischen Worten selbst einzuwiegen suchte, hörte ich draußen einen eiligen Schritt über die Treppen heraufkommen, Sporenklirren, es wurde an die Türe gepocht, und während der Herzog unwillig aufsah, trat ein Offizier ein.

‚Ich bitte Eure Hoheit um gnädigsten Pardon — dringlichste Depeschen — Regensburg...'

Der Herzog nahm die Briefe und las. Ich sah,





wie er Mühe hatte, die Haltung zu bewahren. Dann sagte er, scheinbar ganz ruhig: ‚Es ist gut. Ihr könnt gehen. Ich reise noch heute weiter. Alles bereit!'

Der Oberst ging wieder. Ich hörte ihn über die Treppen hinabpoltern. Dann war es still. Der Herzog saß schweigend, ich weiß nicht, wie lange. Es dünkte mich eine endlose Zeit. Kepler, ihm gegenüber, sah ihn still und unverwandt an. Da hob Wallenstein den Blick zu ihm und sagte heiser, fast tonlos:

‚Meine geheimsten Ahnungen haben recht behalten... Meine Absetzung ist beschlossene Sache... In ein paar Wochen bin ich nicht mehr kaiserlicher Generalissimus... Auch gut... Nun aber gilt es, sich zu entscheiden. Dazu sollt Ihr mir raten, Kepler. Darum bin ich zu Euch gekommen...'

‚Was soll mein armer Rat E u ch, Herzog —?'

‚Ihr versteht in den Sternen zu lesen wie kein anderer. Und: Ihr seid klug. Ihr seht den Dingen und Geschehnissen der Welt bis auf den Grund. Einen solchen Mann brauche ich in dieser Stunde... Hört an: der Kaiser wird mich entlassen. Somit: ich bin frei. Ich kann mich auf Seite der Schweden schlagen. Aber dieser Schritt will wohl überlegt

sein ... Sagt mir, Kepler: handle ich damit nicht gegen meine innere, geheime Sendung? Wie ich Euch vorhin sagte: es kommt alles darauf an, daß unser Tageswollen mit dem geheimen Willen übereinstimmt, der unser innerstes Wesen, unser Schicksal ist. Mein Übertritt zu Schweden: das ist Tageswille. Klare Überlegung der Vernunft. Stimmt er aber auch mit meinem inneren Gesetz überein, mit meinem Schicksal? Wie es sich ausspricht in der Konstellation meiner Geburt? Bin ich dazu bestimmt, diesen Schritt zu tun?'

Ich hätte dem Herzog zuschreien mögen: Geh über! Vernichte den Kaiser! — und ich wußte, Johannes Kepler dachte wie ich, auch er konnte nichts anderes wünschen. Und er hatte jetzt die Macht, Wallenstein in die entscheidende Bahn zu lenken — ein paar astrologische Redensarten genügten, seine Worte für den Herzog zum unverbrüchlichen Gesetz zu machen. In Johannes Keplers Hand lag jetzt, in dieser Stunde, das Schicksal Deutschlands — Europas ...

Das erkannte ich plötzlich in der Stille, die nach den Worten Wallensteins eintrat. Es traf mich wie ein Donnerschlag: dieser müde, alte Mann, abgeklärt und weise, der sich nie um die Welt-

händel bekümmerte, soll nun — über Deutschland entscheiden... Es war mir, als drücke die Last dieser furchtbaren Verantwortung auf mich selber, wie ein Berg von Stein, daß ich glaubte, ich müßte darunter zusammenbrechen. Aber der Meister blieb gelassen und die große Stunde fand ihn wahrhaft groß. Er dachte nicht an sich, nicht an Rache, er dachte nicht einmal an den Glauben. Er sagte bloß:

‚Rette Deutschland!'"

Sven hob den Becher gegen Jorin: „Dein Meister soll leben! Vivat Kepler!"

Jorin tat Bescheid: „In vitam aeternam! ... Wallenstein griff das Wort Keplers gierig auf: ‚Ja, ich will Deutschland retten. Aber: auf welchem Weg? — Der Kaiser wird mich absetzen. Dann bin ich frei. Ich kann sofort zu Schweden übergehen — dann ist der Kaiser vernichtet und ich kann über Deutschland nach meinem Willen verfügen, kann ihm die Gestalt und Ordnung geben, die einzig die rechte ist: *ein* Herr, nicht tausend Herrlein, *eine* Gewalt, *ein* Heer. Freiheit des Glaubens und Denkens für jedermann. Das oberste Gesetz im Staat: Gedeihen des Volkes. Denn daran hängt alles andere. Nicht aber: Gezänke um

den Glauben. Weg mit dem Plunder und Formelkram der Jahrhunderte! Wie jetzt im Krieg: der wirklich Große — nach oben! Auch ohne Ahnen! Ein neues Reich, nein, vielmehr: erst das Reich. Denn bisher war kein Reich, nur ein Haderlappen und Jammerpfuhl. Die Deutschen sind das edelste Volk der Welt. Ihnen gebührt der Vorrang vor allen andern. Ihn will ich ihnen schaffen. Denn jetzt sind sie das Spielzeug für alle andern ... Es ist eine Schande und Schmach, heute, ein Deutscher zu sein. Das werde ich ändern ... Das alles wollte ich bisher auch. Als kaiserlicher Feldherr. Immer wollte ich, vom ersten Tag an, nichts anderes, als einen Frieden der Vernunft und der einigen Macht. In der Hand eines Herrn, aber eines wahrhaft großen, weisen Herrn ... Immer mehr sah ich: unmöglich. Der Kaiser ist dagegen, ebenso verblendet wie die Fürsten, bei denen es noch begreiflich ist, daß sie gegen mich stehen. Aber dem Kaiser liegt nur am Glauben. An seinem Glauben! ... Also muß es gegen den Kaiser gehen — ich muß zu Schweden übertreten. Das kann ich, wenn ich frei bin ... Aber, es gäbe noch einen andern Weg ... Denn wenn ich jetzt zu Gustav Adolf gehe, räume ich dem König zu viel Macht

ein über Deutschland. Er wird nicht mehr weichen wollen... Wenn ich dann noch Deutschland retten will — für mich, für Deutschland, muß ich gegen ihn kämpfen, und es wird wieder ein Krieg entbrennen, noch furchtbarer als der, den wir bisher erlebt haben... Ob es nicht besser ist, wenn ich... warte...? Was wird dann? Laß sehen... Gustav Adolf dringt in Deutschland ein; er findet keinen Gegner, der ihm gewachsen wäre. Dann — wird mich der Kaiser wieder rufen. Rufen müssen! Und dann — dann will ich ihm Bedingungen stellen ... Bedingungen, sage ich dir! Die mir alle und jede Macht einräumen, daß ich der Alleinherr in Deutschland bin, an der Spitze meiner Armee... Inzwischen hat sich der König die Hörner abgestoßen. Ich vernichte den Kaiser und weise den Schweden aus dem Land und...'

Ich konnte mir denken, was er verschwieg: bin selbst Kaiser und Herr...

Was war an diesem ungeheuren Gedanken Eigensucht, was wahrhafte Sorge um Deutschland? Der Meister aber sah das Gefährliche und — Unlautere dieses Weges und sagte langsam, jedes Wort wägend, eindringlich, aber ganz leise:

,Ich warne Euch, Hoheit... Dieser Gedanke

scheint Euch der bessere und klügere. Aber er ist Menschenklugheit. Seid nicht zu klug... Deutschland soll gerettet werden. Gott will es. Denn er kann nicht ein so großes, edles Volk vernichten wollen... Könnte es nun aber nicht sein — ich setze das nur als eine Annahme, als eine Möglichkeit —, könnte es also nicht sein, sage ich, daß Deutschland gerettet wird, aber anders, auf anderem Weg, als Ihr meint? Etwa so: der Kaiser erführe von Eurem Plan und ließe Euch... beseitigen, ehe Ihr den letzten Schritt tut — nehmen wir an... ermorden?... Ich sage das nicht, um Euch zu schrecken, nur als eine Warnung. Als Annahme...'

Der Herzog stand jäh auf. ‚Kepler — was weißt du? Das wäre —'

‚Schicksal, Hoheit...! Der Kaiser beraubte sich so in kleinlicher Eigensucht seines größten, ja seines einzigen Feldherrn, um nicht die Macht an ihn zu verlieren, und lieferte so erst recht das Reich an seine Gegner aus — e r somit, nicht Ihr, Vollstrecker des göttlichen Willens. Und handelte somit blind, g e g e n seinen eigenen, kurzsichtigen Tageswillen, aus dem dunklen Schicksalsgrund herauf, wie G o t t es will? Der sich zur Vollfüh-

rung seiner Beschlüsse so gern jener bedient, die ihnen entgegenhandeln wollen ... Denn könnte es nicht sein, daß Euer Wollen, so segensreich es für Deutschland sicherlich wäre, dennoch nicht in Gottes Ratschluß liegt, weil es zu jäh auf ein Ziel losstürmt, das erst in Jahrhunderten erreicht werden kann, in langsam allmählichem Reifen ...?'

Der Herzog starrte ihn an. ‚Kepler — was weißt du?! Hast du eine Nachricht —?'

‚Nichts weiß ich, Hoheit. Ich bin ein armer, irrender Mensch — wie Ihr. Aber ich meine es gut mit Euch — und Deutschland ...'

Der Herzog ging im Zimmer auf und ab; er konnte das Zittern kaum beherrschen. Mir in meinem Versteck wurde es heiß und kalt, daß er plötzlich durch den Türspalt mich sähe. Aber er war zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, um auf seine Umgebung sonderlich zu achten.

‚Kepler — ich glaube Euch: Ihr meint es gut. Aber Eure Befürchtung ist ohne Grund. Denn das könnt Ihr mir glauben: wenn ich je wieder das Kommando einer Armee übernehmen sollte, dann will ich mich gegen den Kaiser und seine Anschläge doppelt und dreifach sichern, jetzt, nach Eurer Warnung, erst recht, daß keine Macht der

Welt wider mich etwas vermag. Friedland tut nichts halb ... Und zudem bleibt mir ja noch immer der erste Weg, wenn der zweite nicht geraten will.'

Er schien plötzlich wie verwandelt. Er lächelte, fast fröhlich, sein Auge blickte siegessicher und stolz.

,Nun, mein lieber Freund, ich muß gehen. Es ist spät geworden...' Er streckte dem Meister die Hand hin. ,Ihr habt mir einen großen Dienst erwiesen, heute abend. Mehr als Ihr denkt... Ich will es merken... Für jetzt einen Rat: bleibt nicht hier. Geht nach Regensburg. Fordert wieder Euer Recht vom Kaiser. Wendet Euch an Questenberg oder an den Grafen Harrach. In meinem Namen! Oder an Eggenberg. Bedrängt den Kaiser mit Euren Forderungen. Er soll zahlen. Je mehr er gequält wird, desto besser... Lebt wohl... Wenn Ihr wollt — kommt dann von Regensburg zu mir — nach Gitschin... ich baue Euch eine Sternwarte — mit goldenen Instrumenten...'

Er lachte und drückte dem Meister die Hand. Nahm Hut und Handschuhe und ging, vom Meister begleitet, der ihm leuchtete, die Treppe hinab.

Ich aber schlich mich aus meinem Versteck in meine Kammer..."

„Das also ist jene Prophezeiung, von der du heute schon einmal gesprochen hast?“

„Ja... Nun wirst du begreifen, warum mir heute abends bange ist...“

„Nun — jetzt ist er ja gerettet... Aber viel hätte nicht gefehlt, und er hätte durch sein ewiges Zaudern und Schwanken alles verdorben...“

„Ja, siehst du, das ist seine Schuld: wäre er, wie ihm Kepler geraten und wie es... ehrlich gewesen wäre, sofort nach seiner Absetzung vor vier Jahren zu Schweden übergegangen, so wäre alles gut geworden, der Krieg wäre längst beendet, wir hätten heute ein neu erblühendes Land und Volk unter — seiner Führung. Und Gustav Adolf weilte noch unter den Lebenden... So aber stellte er in seinem maßlosen Stolz so unerfüllbare Forderungen an den König, daß Gustav Adolf unmöglich annehmen konnte. Alles zerschlug sich. Und Wallenstein wartete und wartete, wog ab, zauderte, versäumte die günstigen Stunden, immer wieder, nahm endlich doch wieder das zweideutige Kommando an, das schon den Keim des Verrates in sich barg, geriet in Zwiespalt mit seiner Pflicht als kaiserlicher General, suchte neuerdings Anschluß an Schweden und kam endlich darüber zu Fall. Morgen früh

m u ß er übergehen — nicht mehr Herzog und Fürst, nicht mehr der unermeßlich reiche Herr zahlloser Güter und unerschöpflicher Mittel — nur ein Mann mit großem Namen, auf dem aber — zumindest vor den Augen der Welt — ein dunkler Flecken sitzt...

Und ich habe es in den letzten Jahren, in denen ich um Wallenstein war, immer klarer gesehen: obwohl der Meister sicherlich mit seiner Warnung nur das Beste für ihn wollte, bewirkte er damit doch das Gegenteil. Sie hat im Lauf der Jahre seinen Geist gelähmt, ihm jede Entschlußkraft geraubt und seinen Willen zerbrochen... Kepler wollte nicht eingreifen in das Schicksal Deutschlands, Wallensteins — und hat es doch getan... wider seinen eigenen Willen. Es war der Wille der Nacht, des Schicksals. Aber laß mich der Reihe nach erzählen, wie das gekommen ist, was schließlich den Herzog hierhergeführt hat, nach Eger... Und mich mit ihm...

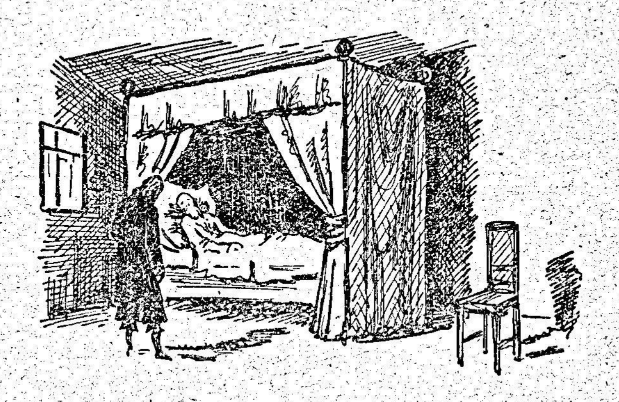
Am Morgen nach jener denkwürdigen Unterredung kam wieder, wie damals in Prag, ein herzoglicher Diener und überbrachte dem Meister ein wahrhaft fürstliches Geldgeschenk, das uns instand setzte, die nächsten Monate in Sagan auszuharren,

bis sich über den Sommer der Zustand Keplers so weit gebessert, daß wir die Reise nach Regensburg wagen konnten. Inzwischen hatte der Kaiser den Herzog wirklich entlassen — angesichts des neuen Feindes im Norden. Es war, als ob dieser Mann von einem bösen Geist besessen gewesen wäre. Nun freilich: für Deutschland war es ein guter Geist! Man erzählt sich, daß er bei der Kunde von der Landung Gustav Adolfs nur gelacht habe: ‚Da hab' ich halt ein Kriegerl mehr!' Und die aufgeblasenen Gecken in der Wiener Hofkanzlei sollen im Staatskalender nachgeschlagen haben, wo denn eigentlich das Reich dieses Schneekönigs zu suchen sei..."

Sven lachte auf: „Nun — wir haben es ihnen inzwischen gezeigt..."

„Spät erst, im Herbst, traten wir die Reise an. Es war ein schönes, mildes Wetter. Aber kaum, daß wir über Leipzig hinaus waren, begannen Regen, Kälte und Nebel. Wir kamen nur langsam vorwärts. Die Straßen — nun, du hast sie ja kennengelernt. Die Herbergen verdienten diesen Namen nicht mehr. Der Meister kam immer mehr von Kräften. Oft fürchtete ich schon, er werde mir in einem dieser Hundelöcher liegen blei-

ben, die sich Wirtshäuser nannten. Mit Mühe brachte ich ihn zu Anfang des November nach Regensburg. Dort aber ging es zu Ende. Er versuchte noch, mit einem der hochmögenden Herren zu reden, an die ihn der Herzog gewiesen — aber niemand wollte ihn anhören. Wer war jetzt noch ein Wallenstein für die Schranzen? Man zuckte die Achseln. Zudem begann jetzt den Herren ein Licht aufzugehen, w e r in Pommern gelandet war!... Und so legte sich denn eines Tages Johannes Kepler zu Bett, von dem er nicht mehr aufstehen sollte. Er verfiel in ein hitziges Fieber der Lungen, und am fünfzehnten November des Jahres dreißig starb er ... In seinem Nachlaß fand man: zweiundzwanzig Reichstaler, ein paar



Goldstücke und Gnadenpfennige, fünfundzwanzig Dukaten, etliche seiner eigenen Bücher, und — Schuldscheine des Kaisers, des Landes Steyr und ob der Enns auf viele tausend Taler und Gulden ... Papier ...

Ich aber stand nun plötzlich so allein in der Welt wie ein Kind, das über Nacht Vater und Mutter verloren. Als Knabe beinahe noch war ich zu Kepler gekommen — nun war ich über die Vierzig. Meine schönsten und besten Jahre hatte ich mit dem Meister verlebt, mehr sein Sohn und Freund als sein Schüler und Gehilfe. Ich hatte ihn bewundert, geliebt, ja fast angebetet. Er war mein Vorbild als Gelehrter und Mensch. Ich hatte dieses Leben sich vor mir abrollen gesehen, das größer und reicher war als die Leben all der ‚großen' Männer unserer Zeit ... Er hatte Erkenntnisse gesammelt und ausgesprochen, die in die Jahrhunderte hinein wirken und seinen Namen dereinst unvergänglich machen werden. Denn es ist seltsam: die größten Männer waren immer, die der Menschheit Erkenntnisse geschenkt haben, die nicht zu gemeinem Alltagsnutz dienen. Was schert es uns im Grund, ob die Erde um die Sonne läuft oder ob es umgekehrt ist? Und doch gilt uns mit

Recht der als größer, der unsern Sinn über das Irdische hinaushebt in Gefilde, die nichts vom Irdischen und seiner kleinlichen Not wissen. So war es mit Johannes Kepler. Und sein irdisches Teil war gewesen: Verfolgung, Haß, Hunger, Not in jeglicher Gestalt. Nun lag er arm und verlassen in seinem Sarg und niemand ging mit ihm an sein Grab außer seinem einzigen Schüler und Freund. Die Großen hatten ihn genutzt und — verhungern lassen...

In mir war nur Haß und Bitterkeit und das Verlangen nach Vergeltung. Ich hätte vielleicht irgendwo einen schäbigen Dienst finden können als Lehrer der Mathematik oder Astronomie — ich begehrte nicht danach. Den Winter über schlug ich mich in Regensburg durch — aber kaum daß der Frühling kam, machte ich mich auf den Weg. Ich hatte ein Ziel: Gustav Adolf!

Ich brauchte mich nicht um den Weg zu ihm zu sorgen: jedes evangelische Kind konnte mir ihn weisen, tausend fliegende Zeitungsblätter priesen seine Taten. Und wo immer ich in ein protestantisches Haus trat und das Ziel meiner Reise kundtat, da leuchteten die Augen meiner Wirte, die Alten segneten mich und die Jungen beneideten mich oder

— sie gingen mit mir. So kam es, daß ich schließlich an der Spitze eines kleinen Trupps guter Gesellen dahinzog, die mich stillschweigend zu ihrem Führer gemacht. Und das war gut so, denn je weiter nach Nord wir kamen, desto unsicherer wurde es auf den Straßen. Tilly lag vor Magdeburg — uns mitten im Weg — und seine Horden durchstreiften und plünderten ringsum tageweit das unglückliche Land, sengend und raubend. Was ich damals an Leid und Elend, Jammer und Not mit ansehen mußte — nun, du kennst den Krieg; aber dies Unmaß von Qualen und Pein kann nu begreifen, wer es selbst erlebt. Jedem von den Männern, die auf diesem Weg zu uns stießen, war ein Haus verbrannt, Vater und Mutter oder Weib und Kind gemordet worden, eine Heimat zerstört, ein Leben zerschlagen. Ich sah mein eigenes Schicksal vervielfacht in den Geschicken meiner Gefährten und ich sah in ein Meer von Grauen und Haß...

Wir mußten einen weiten Bogen über Mühlhausen und Hildesheim machen, um nicht in die Hände des Raubgesindels zu fallen, das uns ohne Zweifel in die kaiserische Armee gepreßt hätte. Bei Hildesheim erfuhren wir den Fall Magdeburgs.

Wir heulten vor Wut und Schmerz. Die herrliche, mächtige Stadt — zerstört, zu Schutt gebrannt bis auf das letzte Haus, die Bürger hingemetzelt, die Weiber von den entmenschten Bestien geschändet und geschlachtet wie das Vieh. Ein lähmender Schrecken fuhr durch das ganze evangelische Deutschland — aber dann ein Aufschrei nach Rache, um so wilder, je lauter die Katholischen frohlockten. Dahin hatten es die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen mit ihrer erbärmlichen ‚neutralen' Haltung zwischen Kaiser und Gustav Adolf gebracht! So lange hatten sie den Vormarsch des Königs gehemmt, bis die stolze Stadt in Asche sank... Jetzt lag der König bei Werben im Lager. Und du weißt es ja, dort kam ich zu euch — und mit mir an die fünfzig Mann, lauter entschlossene, erbitterte Kämpfer für den Glauben, für Gustav Adolf. Und du weißt auch, daß das wohl der Grund war, warum ich alter Stubenhocker und Astronom nicht mit Spott abgewiesen wurde, sondern von dem Major Sven Anderson, kaum daß ich mit den Waffen ein wenig umgehen gelernt, dem König zur Beförderung vorgestellt wurde..."

„Ja — denn dieser Sven Anderson erkannte so-

gleich, daß Jorin Michels, auch wenn er bisher wenig Pulver gerochen, doch alsbald ein guter Offizier zu werden versprach! Und du wurdest ja auch erst Leutnant, als du bei Burgstall mit deinen Leuten so wacker gefochten, als hättest du von Kindesbeinen an in der Armee gedient ..."

Die Freunde schüttelten sich die Hände und tranken einander zu. Nun war der letzte störende Hauch von Fremdheit zwischen ihnen gewichen — da Jorins Bericht glücklich in die Zeit einmündete, die sie gemeinsam verlebt und die ihre Freundschaft begründet.

„Bei Burgstall war es ja erst ein Katzbalgen gewesen. Die große Abrechnung mit dem Mörder der unseligen Magdeburg stand noch bevor.

Später erst habe ich aber erfahren, erst als ich in Prag beim Herzog war, aus dem Geflüster an seinem Hof, daß damals bereits die ersten Angebote Wallensteins an den König gelangten. Die böhmischen Adeligen, die der Kaiser vertrieben und geächtet, gingen zwischen den beiden eifrig hin und her. Aber es wurde nichts daraus. Die Forderungen des Friedländers waren zu hoch gestellt. Glaubst du, daß ein Wallenstein sich je einem andern hätte unterordnen mögen? Und wäre es der Heldenkönig

vom Norden gewesen. Er achtete, er schätzte ihn zuhöchst, und ich habe ihn nie anders als mit Worten der Bewunderung von Gustav Adolf sprechen hören — aber sich seinem Kommando unterstellen, Befehle von ihm anzunehmen —: das war so undenkbar, daß ich nie im Ernst an seinen Übertritt glaubte, solange der König noch lebte. Der Herzog hat es einmal selber derb gesagt: zwei Hähne auf einem Mist vertragen sich nicht...

Und dann kam der ewig denkwürdige Tag auf dem Breiten Feld... Damals haben wir es dem Tilly heimgezahlt... Mein größter Schmerz war nur, daß ich dem alten Graubart nicht selber den Schädel einschlagen konnte, wie es unser ,langer Fritz' tun wollte. dem dann — leider! — der Lauenburger Max eine Kugel durch den Kopf jagte...

Ja, das war eine schöne Zeit. Da wurde ich erst meines Lebens froh. Das war doch etwas, was nun kam — dieser herrliche Zug durch ganz Deutschland! Leipzig, Erfurt, Würzburg —"

„Ja — wo wir das Nest des Herrn Bischofs so wacker ausleerten! Der Weinkeller des hochwürdigsten Herrn...!"

„Dir wässert, scheint es, noch jetzt der Gaumen

danach, alter Sven!... Und Hanau, Gelnhausen, Frankfurt — die heilige Krönungsstadt! Du kannst es kaum ermessen, was es für uns Deutsche sagen wollte, daß der König in diese Stadt einzog! Das war, wie wenn er die Hand auf die Kaiserkrone selbst gelegt hätte...

Und so ging es fort im Triumph, die Städte taten sich vor uns auf, das unglückliche Volk jubelte uns zu und empfing uns als Retter aus Glaubens- und Lebensnot.

Und im Weihnachtsmond zogen wir in Mainz ein, in die goldene Stadt... Wie hielt der König da Hof! Er — in Wahrheit jetzt der Herr Deutschlands. Gesandte aus aller Welt, aus Frankreich, England, von allen deutschen Fürsten, festlicher Glanz, Freude und Glück...

Aber, Sven, ich muß dir nun etwas sagen, was ich dir damals nie vertrauen wollte. Schon während unseres Triumphzuges von Leipzig nach Süd und West, noch mehr aber jetzt, als wir in Mainz den Winter über still lagen — — die ganze Zeit über kamen meine Gedanken nie ganz vom Friedländer los... Wo war er jetzt? Was tat er? Man hörte nichts von ihm! Einmal nur hieß es: er sitze in Prag oder in Gitschin, halte Hof wie ein

König und verwalte seine Länder... Mochte das glauben, wer da wollte. Ich kannte ihn besser. Die Ruhe war mir bedenklich, unheimlich. Und in dem Maß, als der Waffenlärm um mich herum verstummte, ging mein Denken immer mehr und schließlich unablässig um den geheimnisvollen, schweigsamen Mann im Scharlachmantel. Seine Reden in Sagan fielen mir wieder ein. ‚Mag sich der König inzwischen die Hörner abstoßen ...' hatte er gesagt. Und so wurde mir bei den berauschenden Triumphen unseres Herrn, die sich beinahe schon überstürzten, immer ängstlicher zumute. Ich sah fern in Böhmen, verborgen vor aller Welt, in seinem totenstillen Palast, den einsamen Herzog sitzen — und warten. Immer mehr erschien er mir wie eine Spinne, die schweigend ihr Netz bereitet und — wartet. Nichts vielleicht verstand er so meisterhaft wie dies kaltblütige, schweigende Warten, undurchschaubar für aller Augen in seinen geheimen Plänen und Gedanken. Er wartete und schwieg. Er schwieg und wartete. Und immer mehr gewann dies Bild in mir die Oberhand. Ich sah die Netze des Wallensteiners gespannt — weithin über ganz Deutschland. Sie reichten bis Wien und zogen sich bis Mainz. In

der Mitte aber, in Prag, saß schweigend die große Spinne und wartete... In Wien verfing sich langsam und allmählich, aber mit tötlicher Sicherheit, ein Opfer in diesem Netz, verwickelte sich in seine Fäden und Maschen und kam nicht mehr los, verfing sich immer gewisser darin, je mehr es sich gegen sie wehrte: Ferdinand. Der Kaiser... Und in Deutschland? Es lief mir eiskalt über den Rücken, so oft ich's bedachte: war da nicht das andere Opfer? Der König, dieser wahrhafte Held, tapfer und edel, hell wie die Sonne, heiter und klar wie der Tag, stürmisch, tollkühn, ohne Schonung für seine eigene, heilige Person — war er nicht wie ein schöner Falter, der freudig über die Sommerflur gaukelt und nicht bemerkt, wie er immer näher und näher dem tötlichen Netz kam, das eine unsichtbare Spinne ihm über den Weg gespannt? Ich weiß, es ist ein schlechtes, lächerliches Bild, unsern Heldenkönig, den Löwen von Mitternacht, mit einem armseligen Schmetterling zu vergleichen! Und doch — es ist etwas daran... Ich sah es immer drohender aufsteigen, das Unheil. Immer näher kam er den Netzen, je kühner, je herrlicher er ausgriff; je tiefer ins Reich er eindrang, je weiter er von der Küste weg nach Süden vorrückte, je

siegessicherer er wurde — desto mehr wurde mir zur Gewißheit, daß Wallenstein nun den zweiten Weg gewählt habe, von dem er in Sagan gesprochen hatte. Je größer die Erfolge und Triumphe des Königs, desto sicherer mußte der Kaiser genau das tun, was der Herzog erwartete und wollte. Gustav Adolf jagte den Kaiser in Wallensteins Netz, und seine eigenen Heldentaten trieben den König selbst in das nämliche Netz...

Ihr Schweden habt von all dem nichts geahnt. Und auch sonst niemand um den König. Und es war gut so. Ihr habt — mit dem König — die goldene Zeit genossen, da er auf der Höhe seines kurzen Lebens stand. Hätte ich reden wollen — ihr hättet mich als Schwarzseher verlacht. Ich hätte vielleicht versuchen sollen, dem König selbst meine Sorgen mitzuteilen. Was hätte ich ihm sagen können? Ahnungen, Meinungen, Befürchtungen. Nichts, was sich greifen ließ. Ich hätte ihm vielleicht nur die Sicherheit seines gottgläubigen Gemüts zerstört, seine Entschlüsse wankend gemacht, die er bis jetzt ohne Zaudern und immer richtig traf. Es war ohne Zweifel besser, daß ich schwieg — und doch trug ich in all dieser Zeit ein schweres Herz in der Brust, als belade ich mich durch mein

Schweigen mit einer Schuld... Heute muß ich mir freilich sagen, daß alles menschliche Trachten, den Gang des Schicksals zu hemmen oder von seiner Bahn abzubiegen, vergeblich und töricht ist. Aber ein anderes ist der klare Verstand, ein anderes das Gefühl. Und das gibt mir schuld — daß ich damals und später noch geschwiegen... Ach ja, Sven! Wie beneide ich so oft die Menschen, denen Gott... ein einfältiges Gemüt und einen beschränkten Sinn gegeben, der nicht weiter reicht, als ihr Auge sieht und das Ohr hört! Ihr Leben ist wahrlich leichter...

Was wir alle damals nicht ahnten, habe ich ein Jahr später gehört: zur selben Zeit, da Gustav Adolf in Mainz Hof hielt, saß Wallenstein mit seinem alten Freund und Fürsprecher am Kaiserhof in einem Dorf in Mähren beisammen, mit Eggenberg. Und beriet —: über sein neues Kommando... Aber er stellte seine Forderungen so maßlos hoch, daß sich die Sache wieder zerschlug. Er handelte genau, wie er es sich vorgesetzt. Er hatte Zeit und — wartete. Das Netz konnte indes nur noch dichter werden. Und der Schwedenkönig würde ihm den Kaiser schon vollends hineintreiben. Er wartete...

Und es kam ganz, wie er es berechnet. Im Frühling brachen wir auf und zogen nach Bayern! Jetzt schrie Maximilian um Hilfe! Er, der die Hauptschuld an Wallensteins Sturz gewesen, der Todfeind des Herzogs — er begehrte jetzt am dringendsten seine Wiederkehr zum Kommando. Denn jetzt bekam Bayern den Krieg zu fühlen. Wir zogen in Nürnberg ein — wie waren wir glücklich damals! Und es ging nach Donauwörth, und es kam der tollkühne Übergang über den Lech. Da war ich einmal doch froh, daß ich den Löwenmut unseres Königs nicht durch meine dunklen Ahnungen und Sorgen wankend gemacht. Glaubst du wohl, er hätte sonst dieses schier wahnwitzige Stück gewagt? Entgegen dem Rat aller Generäle? Und es gelang! Aber mir brachte der Tag endlich die Rache, nach der ich seit Jahren gehungert: du weißt, wer damals die Stückkugel aus dem Geschütz abschoß, dessen Feuerwerker tot neben dem Rohr lag — die Kugel, die dem alten Tilly die Todeswunde schlug — —"

„Dafür bist du Hauptmann geworden!"

„Ja — du hast das dem König gemeldet."

„Es war meine Pflicht! Denn Tillys Fall hat alles entschieden ..."



„Mag sein. Wer will es sagen. Aber du hast auch dann, als du am selben Tag Obrist geworden, an Stelle unseres gefallenen, weiter gute Kameradschaft mit mir gehalten, obwohl du nun so hoch gestiegen, als es nur so bald möglich ist …“

„Das wäre nicht übel gewesen! Daß du mich darum noch loben magst!“

„Nun … Jetzt war es so weit, wie die große Spinne es gewollt: sie zog das Netz zu, das Kaiserlein war gefangen. Gustav Adolf hatte es ihr richtig ins Gewebe gejagt. Jetzt war Tilly tot —

die Armee der Katholischen ohne Führer. Was jetzt geschah, weißt du wie alle Welt: plötzlich, über Nacht, war Wallenstein wieder Generalissimus... Aber wie er dem Kaiser die Daumschrauben angelegt, das merkte ich erst, als ich wieder beim Herzog war. Jetzt war er kaum noch General zu nennen; nun war er in der Tat Kaiser. Unumschränkter Herr im Feld, vor dem Feind, an keine Befehle von Wien gebunden, bevollmächtigt, mit Sachsen, Brandenburg, ja mit Schweden selbst zu unterhandeln — er, nicht der Kaiser, nicht die Schranzen der Hofkanzlei...

Und wir zogen in Augsburg ein und in München. Maximilian schrie um Hilfe; aber Wallenstein — hörte ihn nicht. Jetzt ließ er seinem Groll gegen den Todfeind freien Lauf. Wie mochte er seinen Triumph kosten, wenn die Bettelbriefe vom Kurfürsten kamen, einer dringlicher, flehender als der andere! Und wie ließ er auch den Kaiser in seinem Netz zappeln! Wir standen vor den Toren der Erblande, vor des Kaisers eigenstem, heiligstem Bereich. Wenn der Krieg ganz Deutschland verdarb und in Schutt und Asche warf — ihm war es recht. Das traf ja nur die andern, die Reichsfürsten... Aber die Erblande, aus denen er selbst

seine Kassen füllte und die ihm damit einzig an seinem väterlichen Herzen lagen — die mußten verschont bleiben. Doch Wallenstein beeilte sich nicht. Er ließ Kaiser und Bayernmax rufen und schreien. In wenig Wochen hatte er zwar das Wunder vollbracht und eine neue Armee aus dem Nichts geschaffen, größer noch als seine erste; aber dies Heer konnte er noch nicht einer Schlacht aussetzen, nicht dem sieggewohnten Schweden entgegenführen. Das mußte man auch in Wien einsehen. So ließ er sich Zeit und bequemte sich endlich, erst im Sommer nach Bayern vorzurücken. Bei Nürnberg warf er das ungeheure Lager auf — eine Festung, kein Feldlager mehr. Und der König tat desgleichen..."

Sven nickte trüb. „Der erste Fehler des Hochseligen. Daraus kam alles Unheil der folgenden Zeit..."

„Ja, so ist es... Die Spinne hatte ihr zweites Opfer — gefangen noch nicht, nein; aber ein paar Fäden ihm übergeworfen, in denen es sich bald vollends verstricken sollte..."

„Hör auf, Jorin, mit deiner Spinne! Mich packt die kalte Wut über den Kerl, den ich morgen früh mit Bücklingen und Reverenzen zu meinem Gene-

ralissimus geleiten soll! Ich möcht' lieber auf der Stelle hinüberlaufen in sein Haus und ihm eine ehrliche Kugel durch den Kopf jagen, eh er uns alle noch in sein Netz einspinnt und aussaugt!"

Jorin sah mit einem seltsamen Blick auf den Schweden. Dann sprach er weiter:

„Ja — so ging es auch mir. Immer, wenn ich ihm fern war, sah ich nur das Dunkle an ihm, das Unheimliche, Dämonische. Aber stand ich dann ihm gegenüber, Aug' in Aug' — so war ich ihm verfallen. Ich wette tausend gegen eins: morgen früh, wenn du voll Haß und Grimm vor ihn trittst — er wird dich anblicken mit seinem undurchdringlichen Blick, und der Obrist Sven Anderson ist sein williger Diener — wie ich... Gib dich zufrieden, alter Bär, es glückt keinem anders. Alle, die ihm nahe kommen, sind wie ein Stück Schwemmholz, das einem Wasserwirbel in den Trichter gerät und nun in Kreisen, immer enger und enger, dem Schlund zutreibt, der es in die Tiefe reißt...

Damals, das Lager: da stellte der Herzog den König, hielt seinen Siegeslauf jäh an. Er tat nichts, er lieferte uns keine Schlacht — er wartete! Wie die Spinne eine gefangene Hornisse nicht an-

greift, sondern ruhig zusieht, bis sie sich abgemattet hat und dem tötlichen Biß nicht mehr wehren kann..."

„Hör auf, Jorin, sag' ich dir!" Sven schlug auf den Tisch: „Oder ich hau d i r den Schädel ein, wenn ich schon der vermaledeiten Politik wegen dem dort drüben nicht an den Hals kann!"

„Dir steigt jetzt der Zorn, Sven —; mir fraß er seit Jahren am Herz, uns allen in Deutschland frißt er seit sechzehn Jahren das Herz! Kannst es mir glauben, Sven ...!

Du weißt, was wir uns mühten, den Friedländer damals aus seinem Fuchsbau zu manövrieren, wie oft ihm der König die Schlacht anbot — umsonst. Er blieb still sitzen und — wartete... Und saugte rings das Land aus. Der Hunger kam, Seuchen kamen. Die Gluthitze des Sommers brütete sie aus dem Boden, in dem die kaum verscharrten Kadaver der Pferde und Menschen faulten. Aber wir konnten nicht los von dem verfluchten Ort. Die Fäden zogen sich immer dichter um uns...

Dann kam der Tag, der uns trennen sollte, Sven: der dritte September, der Sturm auf das Lager des Herzogs. Es ging nicht mehr anders. Es mußte sein. Aber siehst du es jetzt? Früher hatte

Gustav Adolf, hochselig, Schlachten geschlagen, wo er wollte, wann er wollte. Jetzt, zum erstenmal, mußte er kämpfen, weil er nicht anders konnte. So hatten sich die Dinge schon geändert, seit der Friedländer wiederum auf dem Plan stand ...“

„Sag mir jetzt, Jorin: hältst du in der Tat den Herzog für größer als unsern König? Als Feldherrn, meine ich, versteht sich ...“

„Das fragst du mich, der erfahrene Offizier den Sterngucker und Rechenmeister? ... Aber ich will dir mein Bedenken sagen, wenn du es wissen willst: hätte Gustav Adolf, hochselig, ein Heer gehabt, nur angenähert so groß wie das des Friedländers, hätte er sich nicht, mitten in Feindesland, nach allen Seiten decken und schützen müssen, am meisten gegen die falschen Bundesgenossen, den Brandenburger und Sachsen, so hätte ihm nichts und niemand standgehalten, auch Wallenstein nicht. Aber er kämpfte in fremdem Land, ohne Geld, angewiesen auf das hinterhältige Frankreich, ohne hinreichenden Nachschub von Truppen. Wie ich schon einmal sagte: eine einsame Fackel im Sturm ... Er mußte sich selber verzehren. Bei seinem Ungestüm ...

Der Herzog aber stand auf seinem Boden. Mitten in dem Land, das ihn trug. Umgeben von Hilfsquellen aller Art. Unermeßlich reich. Und vor allem — er verstand es, zu warten. Er ließ den König ... sich totrennen an den Hindernissen, die ihm Zeit und Umstände in den Weg warfen. Nicht er! Er ließ die Zeit für sich kämpfen ... Das ist seine große, seine furchtbare Kunst. Er hat sich nur ein einzigesmal mit dem König in offener Feldschlacht gemessen — und da wurde er besiegt. Aber — der König war tot ...

Damals nun — du wirst dich noch erinnern: am Vorabend des Sturmes saß ich bei dir im Zelt, bis es Zeit war, die Wache auf den Schanzen zu beziehen. Ich hatte mit meiner Kompagnie den Abschnitt gegen die Regnitz zu, wo auch das Zelt des Königs aufgeschlagen war.

Als ich die Posten alle visitiert hatte, stand ich gegen Mitternacht allein auf dem Wall und sah nach dem Lager Wallensteins hinüber. Es war ein herrlicher Sternhimmel über der weiten Ebene ausgespannt. Und als ich ein wenig suchte, fand ich den Jupiter — seinen Stern! Er funkelte über der Gegend, wo die alte Stallburg liegen mußte, in der Wallenstein Quartier genommen ...

Es war mir seltsam zumute. Ich überschaute mein ganzes Leben wie das eines fremden Menschen und sah es bildhaft klar, wie gezeichnet oder gemalt. Ich blickte gleichsam von einer gewaltigen Höhe herab auf die Erde und fand dort in dem Menschgewimmel, das ameisartig über den Boden hinkroch, auch eine winzige Figur, die mir sonderlich bekannt schien und die Jorin Michels hieß. Sie lief über Berg und Tal und Flüsse, war viele Jahre mit einer andern beisammen, die nach den Sternen sah, mischte sich dann unter große Haufen anderer Figuren, die Fahnen in die Luft hochschwenkten und mit denen sie weit über Land zog. Winzige Rauchwölkchen stiegen da und dort auf — es mochten brennende Dörfer und Städte sein oder der Pulverdampf von Schlachten. Ich sah, klein wie auf einer Landkarte, Städte und Burgen liegen, um die jene Ameisscharen sich stritten und balgten. Und all das schien mir so unendlich klein und — lächerlich, ich selbst mir selber so erbärmlich bedeutungslos. Ich war vollkommen losgelöst aus der menschlichen Gemeinschaft und Betrachtungsweise. Ich hatte immer mehr das Gefühl, daß ich morgen bei dem Sturm auf das feindliche Lager bleiben würde und schon jetzt wie ein Abge=

schiedener auf die Menschen und Geschehnisse dieser Welt niederblickte.

Da schreckte mich ein leises Geräusch aus meiner Versunkenheit. Ich sah mich vorsichtig um und gewahrte unweit von mir einen Mann auf den Schanzen, der eben zu Boden kniete, die Hände betend erhob und in dieser Stellung nun lautlos beharrte. Ich blickte schärfer hin und erkannte den König...

Ganz leise und vorsichtig zog ich mich Schritt für Schritt in die Deckung eines Baumes zurück, der unweit hinter mir stand, und blieb dort stehen. Ich sah wie gebannt nach dem einsamen Beter hin und ich verstand ihn. War es ihm ähnlich zu Sinn wie mir, nur um das anders, als er vor den Menschen höher stand als ich und ihn die Last der Verantwortung nicht nur für die Tausende bedrückte, die für und wider ihn auf den Schlachtfeldern blieben, sondern mehr noch: die Verantwortung für zwei Völker: für sein schwedisches, das er in diesem Krieg entweder zur entscheidenden Großmacht erhob oder — zu völliger Nichtigkeit erniedrigte; und für das deutsche, dem er in seiner furchtbaren Not zu Hilfe gekommen und das ohne ihn rettungslos zugrunde gehen mußte. Und es mochte sich der Kö-

nig ebenso einsam und losgelöst von allem Irdischen fühlen, wie ich noch vor wenig Augenblicken. Denn ich habe es in der Zeit meines Kriegsdienstes erfahren, daß man sich nie so allein und abgesondert von allem Menschlichen fühlt, als wenn man in stiller Nacht auf vorgeschobenem Posten Wache steht. Ringsum ist dann die schweigende Erde; über uns der unendliche Himmel, weit, grauenhaft fern und weit. Und hinter uns, irgendwo im Dunkel, schlafen die Menschen, die Kameraden, aus deren Gemeinschaft man gleichsam ausgeschlossen und abgeschieden ist. Sie sind jetzt fern in Träumen oder im Unbewußten der Vergessenheit, des Schlafes. Nur der einsam Wachende fühlt, denkt, schaut. Er — ganz allein ... Nirgends ein mitfühlender, mitdenkender, mitschauender Bruder. Nur er — ganz allein ...

Ich sah den König sich zur Erde beugen und wieder aufrichten, hörte abgerissen einzelne Worte und Seufzer, ein Schluchzen. Und ich sah ein anderes Bild: Gethsemane ... Mich faßte ein tiefes Mitleid für den großen Mann, der jetzt so klein, so menschlich arm vor mir kniete und mit Gott und seinem Schicksal rang. Was er betete und schluchzte, konnte ich nicht hören. Überkam ihn die



Ahnung seines frühen Todes und all des Jammers, der daraus fließen sollte? Ich weiß es nicht. Aber für mich war Gustav Adolf jetzt nicht mehr der König; wir waren beide nur mehr zwei einsame Menschen, die einander in dunkler Nacht begegnen und einer vom andern nichts wissen. Die aber durch Rede und Gegenrede voneinander Trost begehren, weil ihnen in der unendlichen Weite der Welt bange ist.

Da erhob er sich, trat zur Brustwehr und kam dann langsam auf mich zu. Ich aber stellte mich,

als ob ich ihm entgegenkäme und ihn erst jetzt erblickt hätte. Ich forderte die Losung, erhielt sie, bat ihn dann, ihn scheinbar erst jetzt erkennend, um gnädigsten Pardon. Er tat die üblichen Fragen, ob alles in Ordnung sei, dann wendete er sich halb zum Gehen, blieb aber stehen, kehrte sich mir wieder zu und erkannte mich augenscheinlich erst jetzt, denn er sagte: ‚Hauptmann Michels, nicht wahr?'

‚Zu Eurem Dienst, Majestät!'

Er schien noch etwas sagen zu wollen, zögerte aber, vielleicht aus irgendeinem geheimen Schamgefühl heraus. Da faßte ich mir einen Mut und begann stockend:

‚Wenn ein einfacher Soldat Eurer Majestät eine Bitte vortragen darf...'

‚Sprecht, Hauptmann, ich höre sie gern!'

‚Majestät — ich habe, ehe ich in Eure glorwürdige Armee treten durfte, den Friedländer des öfteren gesehen — ganz nahe, von Mensch zu Mensch, und ich habe in seiner Seele gelesen wie in einem Buch. Ein dunkles, ein geheimnisvolles Buch, mit sieben Siegeln. Aber habe ich auch nicht viel darin gelesen, so war es doch genug, um Euch warnen zu müssen, Majestät! Ihr kennt diesen

Mann nicht! Das ist kein Feldherr und General wie ein halb Dutzend andere. Oder wie ein Alexander, ein Cäsar... Er ist... ich kann Euch nicht sagen, was. Hütet Euch vor ihm... daß Ihr nicht an ihm... zerbrecht...'

Der König hörte mich ruhig an, mit freundlichem Ernst. Er schien zu warten, daß ich weiterrede. Und so tat ich's.

‚Und wolle Eure Majestät gütigst immerdar bedenken, daß nicht nur das Heil der deutschen Protestanten, sondern überhaupt das Heil Deutschlands auf Eure geheiligte Person gestellt ist. Ich habe aber nur zu oft sehen müssen, wie Majestät sich in Schlachten und Gefechten allzu wagemutig den größten Gefahren aussetzten... Denkt an diese Mahnung eines treuen Soldaten, Majestät, morgen und — immerzu...'

Der König stand mit leicht gesenktem Kopf. Dann hob er das Gesicht und sah mich freundlich an.

‚Ihr stammt aus dem Norden, von der See?'

‚Aus Greifswalde, Majestät.'

‚Seid Ihr je zur See gefahren, Hauptmann?'

‚Nicht weit. Von Stralsund nach Lübeck.'

‚Habt Ihr es erlebt, wie das ist, wenn die vertraute heimische Küste langsam hinter dem Schiff

zurückbleibt, immer ferner wird und nun endlich ringsum nichts ist als Meer und Himmel? Und ganz allein — das Schiff?'

,Nein, das nicht. Wir haben damals die Küste nie aus den Augen verloren. Aber ich habe etwas anderes erlebt. Ich habe durch das Teleskop die Sterne am Himmel beobachtet und habe sie einsam und allverlassen im Unendlichen schweben und — hängen gesehen, noch viel einsamer, als ein Schiff auf hoher See nur je sein kann ...'

,Das hast du gesehen? Ich nie ...' Der König duzte mich plötzlich. ,Was hast du dabei empfunden?'

,Ich habe die ersten Male dabei so gezittert, daß mir die Hände versagten, um das Rohr zu stellen und zu verändern, wie es erforderlich ist, dem Sternlauf zu folgen ... Dann aber war mir, wenn ich das einsame Schweben des Sternes im Abgrund des Himmels sah, als könne ich auch gleichsam die Hände Gottes fühlen und schauen, der die Sterne durch die Unendlichkeit trägt ...'

Der König lächelte und legte mir die Rechte auf die Schulter. ,Du hast die Hände Gottes gefühlt, der die Sterne am Himmel hält ... Und ich kleiner Mensch soll mich fürchten, daß Er nicht imstande

sein wird, mein Leben so lange zu halten, als es sein Ratschluß will?'

Er mochte merken, daß ich noch einen Einwand machen wollte. Darum fügte er hinzu: ‚Er wird mich abberufen gerade in dem Augenblick, da es notwendig und gut sein wird. Soll ich in kleinmütiger Furcht jeden Schritt überlegen und dreimal bedenken, den ich tun will? Glaube mir, ich wäre dann nie nach Deutschland gekommen ... Das Werden der Völker fordert Opfer und — Blut. Auch das Blut von Königen ... Wenn der Herr mein armes Leben für nötig erachtet, sein ewiges Gewebe daraus zu weben und zu wirken — darf ich es feige ihm weigern wollen? Und vielleicht, abseits von seinen Wegen, es mit Schuld und Makeln beflecken? Da sei Gott vor!'

Er ließ die Hand sinken. Ich aber faßte sie und küßte sie inbrünstig ... Das war mein Abschied von Gustav Adolf ... Ich habe ihn nicht mehr gesehen ..:"

Jorins Stimme zitterte, als er das sagte. Er neigte den Kopf und deckte das Gesicht mit den Händen.

Der Schwede saß stumm und auch seine Augen wurden feucht. Dann sah Jorin wieder auf, strich

mit der Hand über Augen und Wangen und sprach:

„Heute ist es mir fast, als habe der König genau gewußt, was kommen würde. Und — was hätte kommen müssen, wenn er noch lange genug am Leben geblieben wäre. Denn wir wissen es nicht und werden es niemals wissen, wieweit Gustav Adolf, hochselig, bei seinem Kriegszug den Schutz der Religion und wieweit er Eroberung im Auge hatte. Denn diese zwei Dinge lassen sich nicht trennen. Sein Kampf für die Freiheit des Glaubens mußte auch ein Kampf gegen den Kaiser sein — nicht gegen Deutschland! — der Kampf gegen den Kaiser ein Kampf für die Religion. Und dieser Kampf konnte nur zu einem gedeihlichen Ende geführt werden, wenn Schweden an der norddeutschen Küste festen Fuß faßte, um von dort jederzeit den Schutz der Evangelischen wirksam auszuüben. Hätte nun der König das Ende dieses unseligen Krieges erlebt, ja selbst herbeigeführt, und sich ein Stück deutschen Landes an der See gesichert, etwa Mecklenburg, oder Pommern — wäre er dann nicht vor den Augen der Welt für alle Zeit der Eroberer geblieben, der den Glauben nur als Deckmantel für seine Landgier nahm —?... So aber

ist er rein und fleckenlos von uns gegangen und sein Andenken wird heilig sein bei uns und auch beim Feind, wenn er gerecht urteilen kann und will!“

Die Männer hoben die Becher und tranken dem Andenken des toten Königs.

„Wie am andern Tag der Angriff auf das Lager des Friedländers verlief und trotz aller Tapferkeit wieder abgeschlagen wurde, weißt du. Mein Schicksal dabei aber nicht. Ich war mit etwa zwanzig Mann in eine Bresche eingedrungen, in der Meinung, daß hinter mir noch ein paar hundert Smaländer nachkämen. Wir kletterten und stürzten über Erdhaufen, Balkentrümmer, zerschossene Palisaden und Schanzkörbe, neben uns ging ein mörderisches Pelotonfeuer auf die Nachstürmenden los — und plötzlich sahen wir uns von allen Seiten umzingelt: die Smaländer hatten zurückgehen müssen und wir waren eingeschlossen und mußten die Waffen strecken.“

„So also geschah es... Wir hielten euch alle damals für tot und ich habe dich ehrlich betrauert...“

„Die Gemeinen wurden, wie üblich, unter das kaiserische Kriegsvolk gesteckt; mich aber führte man dem Herzog vor. Du magst dir denken, daß



ich dem Zusammentreffen nicht gerade freudig entgegensah... Er erkannte mich sofort und ein leises, etwas spöttisches Lächeln spielte auf seinen Lippen.

‚Ei sieh — Ihr seid zu den Schweden gegangen? Eure militärische Laufbahn war kurz, aber, wie ich sehe, ehrenvoll... Warum habt Ihr Kepler verlassen? Wo ist er?'

‚Er ist tot, Hoheit...'

Der Herzog sah mich betroffen an. ‚Tot? — Wo gestorben?'

‚In Regensburg.'

‚Ich sah den Tod in seinem Gesicht warten, vor zwei Jahren, in Sagan, als ich ihn das letztemal sprach... Ich habe gehofft, er werde zu mir nach Gitschin kommen, als mein Hofastronom... Ich hätte ihn anders gehalten als der Kaiser...'

Als er den Kaiser nannte, lag in seiner Stimme eine solche Verachtung, daß ich fast betroffen aufsah. Und in diesem Augenblick erinnerte ich mich wieder an alles, was er je, offen und verhüllt, gegen den Kaiser gesagt, und ich begriff plötzlich wieder nicht, warum dieser Mann gegen Gustav Adolf im Feld stand und nicht an seiner Seite gegen Habsburg. Oder hatte er diesen Kampf einer kommenden Zeit aufbehalten, wenn Dinge gereift waren, die ich nicht ahnte? Und ich fühlte mich zugleich wieder wie das Schwemmholz im Strom dieser wüsten Zeit, das dem saugenden Wirbel zutreibt und schon sich in kreisenden Ringen zu drehen beginnt... Die Stimme des Herzogs schreckte mich aus meinen Gedanken:

‚Da werdet wohl nun Ihr an Stelle des toten Meisters zu mir kommen müssen? Ich würde Euch gerne bei mir sehen...'

Du magst mich einen Weichling schelten oder

ein eitles Weib, das durch Schmeicheleien zu kirren ist — aber was hatte ein Wallenstein mir zu schmeicheln? Einerlei — es stürmte mächtig auf mich ein: der Friedländer wirbt um dich!... Immer wieder in all den Jahren, seit ich von ihm wußte, war es mir so gegangen: war ich fern von ihm, hatte ich ihn gehaßt; stand er aber dann plötzlich vor mir, unvermutet, dunkel, geheimnisvoll wie das Schicksal, eine fremde Welt voll unlösbarer, schillernder Rätsel — so war ich bezwungen und ihm verfallen. Er überwand mit einem Blick den wildesten Soldknecht — und gleichermaßen den Geist, der sich auflehnte wider seinen Geist.

Aber noch widerstand ich ihm:

‚Ich kämpfe nicht gegen Gustav Adolf, unseren Retter!'

Er lächelte — sein nachsichtig geheimnisvolles Lächeln, das von Verborgenem wußte und es verschwieg.

‚Ihr sollt auch nicht als Offizier in meine Dienste treten. Ich will Euch nicht zum Eidbruch verleiten. Euer Eid wird Euch wohl heilig sein...' Und dabei wurde sein Lächeln spöttisch, voll eines überlegenen Hohnes... ‚Nein — kommt zu mir, an meinen Hof. Als Astronom. Als ... Euer

Meister rühmte Eure Kunst im Lauten- und Geigenspiel... Ihr sollt meine Tochter darin unterweisen... Irgend etwas wird sich für Euch finden. Ich betrachte Euch als ein Vermächtnis Johannes Keplers. Darum will ich Euch bei mir behalten...'

Seine Stimme war bei diesen Worten fast weich geworden, bezwingend. Aber noch blieb ich fest:

‚Ich danke Euerer Hoheit für dero unverdiente Gunst. Aber ich möchte Ranzion bezahlen.'

‚Gut, wenn Ihr wollt... bezahlt sie.'

‚Ich habe kein Geld bei mir. Ich bitte, einen Brief an den Obristen Sven Anderson ins schwedische Lager senden zu lassen.'

‚Es soll geschehen. Schreibt den Brief...' Er winkte mir zur Entlassung, aber das Lächeln, mit dem er es tat, gefiel mir nicht."

„Du hast mir geschrieben? — Ich habe den Brief nie bekommen...!"

Jorin Michels nickte. „Also doch! Ich dachte es mir. Ich schrieb noch in der selben Nacht an dich. Man versprach mir, den Brief sofort durch einen Trompeter ins feindliche Lager zu senden. Ich wartete und wartete, Tag um Tag. Es kam keine

Antwort. Ich begriff das nicht. Ich fürchtete, daß du beim Sturm gefallen seiest. Ich schrieb noch einmal — diesmal an den König selbst, und unterzeichnete als der Hauptmann, der in der Nacht des dritten September die Ehre gehabt, mit der Majestät auf den Schanzen zu sprechen — keine Antwort. Und drüben im Lager stand das Schwedenheer — herüben Wallenstein. Unbeweglich, beide. Hunger und Seuchen hüben und drüben. Die Heere standen. Der Herzog wartete ... Die große Spinne.

Und einmal, als ich mit zwei Wallensteinschen Offizieren, die beauftragt waren, mich nicht aus den Augen zu lassen, mich auf den Schanzen erging, bemerkte ich drüben im Lager Lärm und Bewegung ... Der König brach auf, zog ab. Er hatte nicht so lange zu warten verstanden wie der Herzog ...

Ich stand starr. Die Schweden gingen. Und kein Bescheid. In mir kochte maßlose Wut.

Die beiden Offiziere sahen ebenfalls in atemloser Spannung hinüber. ‚Der König zieht ab', sagte der eine. Ich hätte ihn erwürgen mögen. Ich verlor jede klare Überlegung — schwang mich auf die Brustwehr und wollte hinabspringen in den

Graben — ein kindisch lächerlicher Fluchtversuch. Aber schon waren zwei Pistolenläufe auf mich gerichtet und ich fühlte mich am Arm gepackt.

‚Der Herr Hauptmann bedenke doch gefälligst, daß eine Flucht ganz unmöglich ist. Es täte uns leid, ihm eine Kugel in den Kopf schießen zu müssen. Seine Gnaden hörte es ungern.'

Ich gab es auf, ging von der Schanze in mein Quartier. Ich mochte niemand mehr sehen.

Am Abend ließ mich der Herzog rufen. Ich hatte erwartet, daß auch er unverzüglich aufbrechen werde, dem abmarschierenden Gegner in die Flanken zu fallen und ihm eine vernichtende Schlacht zu liefern. Es wäre leicht möglich gewesen — kein General hätte sich diese Gelegenheit entschlüpfen lassen. Aber nichts geschah. Er blieb im Lager.

Und der König zog ab — nach Norden.

Nun stand ich wieder vor dem Herzog. Er empfing mich freundlich und gelassen. ‚Eure Briefe sind ohne Erfolg geblieben, Hauptmann?'

‚Ich begreife das nicht, Hoheit. Wurden sie sicher bestellt?'

‚Was wollt Ihr damit sagen, Hauptmann?'

Ich schwieg. Jedes weitere Wort des Miß-

trauens hätte mir den Hals gekostet. Der Herzog wurde wieder freundlich.

‚Ich breche bald von hier auf, dem Schweden nach... In einigen Tagen geht eine Ordonnanz nach Prag, unter starker Convoy. Mit ihr mögt Ihr reisen. In Prag sehen wir uns wieder.'

Er stand auf und kam auf mich zu, plötzlich sehr ernst: ‚Ich verstehe Euch, Hauptmann ... Aber bedenkt: Ihr seid kein Soldat. Kein Offizier... Laßt mich offen zu Euch sprechen... Das Lager ist nicht der Ort für Euch. Was Euch zum Schweden getrieben hat, waren — persönliche Gründe. Ist es so? Damit wird man kein Offizier, zumindest kein guter. Ich will Euch in die Welt zurückhelfen, in die Ihr gehört...

Die Zeit erfordert anderes von uns, als Ihr zu geben habt. Und bedenkt auch: vieles von dem, was jetzt geschieht, ja vielleicht alles — versteht Ihr nicht; verstehen die meisten nicht; alle nicht. Ein anderes Gesicht haben die Dinge und Geschehnisse am hellen Tag, ein anderes in den Tiefen, in denen sie wurzeln, daraus sie kommen. Urteilt nicht, verdammt nicht — auch wenn Euch das Gemüt fluchen und verurteilen heißt. Das, was Ihr ersehnt — und mit Euch Millionen! — wird

sich vollziehen, aber auf anderem Weg, als ihr alle denkt. Und nicht durch den, von dem ihr es erhofft...'

Er hielt inne und sah mich prüfend an. Ich schwieg und erwiderte seinen Blick, abweisend und hart.

‚Ihr waret mehr als zwanzig Jahre lang der Schüler Johannes Keplers und vielleicht mehr als das. Und Ihr seid Musiker. Als solcher wißt Ihr, daß alle Musik aus der Gegenbewegung der Stimmen entsteht und daß es dabei ohne Dissonanzen nicht abgeht... Bin ich verstanden?'

Das war in ruhig freundlichem Ton gesagt, aber es war ein unabweislicher Befehl. Ich verneigte mich stumm und ging.

In dieser Nacht fand ich den Schlaf nicht. Was soll ich dir sagen? Du kennst den Herzog nicht; du hast nur ein paar dienstliche Worte mit ihm gewechselt, du hast ihn nie gesehen auf der Höhe seiner unumschränkten Macht; nur als — Flüchtling, ich muß das Wort gebrauchen... Wirst du es verstehen, wenn ich dir sage, daß er mich wiederum in Bann schlug — noch nicht völlig, daß ich aber doch schon wußte, nach diesem Gespräch, daß ich nicht mehr von ihm loskommen werde,

daß ich sein Gefangener sei, nicht nur mit dem Leib, vielmehr noch nach dem Geist?

So stritten in mir das Gefühl meiner Soldatenpflicht und — ja... wie soll ich es nennen? Ich weiß es nicht..."

Jorin Michels schwieg. Es schien ihm schwer, sich zu weiterer Rede zu entschließen. Er stand auf, trat zum Fenster.

„Nun verlöschen die Lichter auf der Burg... Das Fest ist aus..."

Er wandte sich wieder zu Sven. „Es fällt mir schwer, dir das zu sagen, was ich nun zu sagen habe. Aber es will ohne Maske geredet sein, heute. Ich muß es mir einmal von der Seele schaffen, was mich quält, nicht erst seit ich beim Friedländer bin..."

Er trat dicht vor den Schweden hin, die Hände auf dem Rücken:

„Sven —: ich habe es dir nie gesagt, denn es hätte nicht gut getan, wenn ich, in schwedischem Dienst stehend, einem schwedischen Obristen ein solches Geständnis gemacht hätte. Mag sein, es war unehrlich und feige, daß ich es nicht tat... Sven: ich bin kein Soldat. Der Herzog hatte recht, damals. Kein Krieger. Ich bin ein Freund der

Musik, der Astronomie. Wenn du willst: ein Philosoph, ein Gelehrter, ein Freund der Musen. Ich hasse den Krieg! ... Was mich unter die Fahnen Gustav Adolfs trieb, war einzig das Verlangen, die zerstörte Heimat, das zerstörte Leben zu rächen, alles Elend, das ein gewissenloser Verbrecher auf dem Kaiserthron, ein halb Dutzend unfähiger Fürsten, über uns gebracht. Du weißt, wie ich Tilly vergolten habe. Das war Rache, nichts anderes. Haß gegen unsere Peiniger. Haß — gegen den Krieg. So haßte ich auch Wallenstein. Das Werkzeug des Kaisers. Bis ich einsehen lernte, daß dieser Mann — kein Werkzeug war und ist, niemandes Werkzeug und Diener. Es sei denn — Gottes Diener zu einem uns allverborgenen Zweck. Mit dieser Erkenntnis hat er mich vor Stralsund bezwungen und neuerlich in Sagan und wiederum damals vor Nürnberg. Ich begann hinter diesem Mann die Hand Gottes zu ahnen, oder sagen wir: des Schicksals...

Ja, ich glaube sogar, heute glaube ich es, daß Haß und Rachdurst — ich habe lang davon geträumt, den Herzog zu ermorden! — nur eine Maske waren für etwas anderes, das sich vor mir, vor meinem Gewissen, meinem Pflichtgefühl als

Soldat verbergen wollte: eine Maske für meine Bewunderung Wallensteins, für meine... Wißbegierde, mit der ich diesem seltsamen Leben aus der Nähe zusehen wollte, wie man einen riesigen Kometen atemlos, mit pochendem Herzen, durchs Rohr beobachtet... Eine Maske vielleicht auch für meine heimliche, nicht eingestandene — Liebe zu diesem wunderbaren, unbegreiflichen Mann. Frag das Eisen, warum es dem Magneten zufliegt! Den Zugvogel, warum er sich nachts ins Feuer stürzt! Frag mich, warum es mich zum Herzog trieb!

Das ist meine Schuld, darum bin ich den schwedischen Fahnen untreu geworden. Jetzt weiß ich es: weil ich meine Bewunderung und Liebe zu ihm, oder weiß Gott, was es war, höher stellte als meine Soldatenpflicht...

Und nun steht es bei dir, Sven Anderson, königlich schwedischer Obrist, ob ich noch weitersprechen soll oder ob wir uns morgen früh mit dem Degen in der Hand begegnen sollen..."

Es war still in der Stube. Das Feuer erloschen. Die Kerzen herabgebrannt, weit über die halbe Länge.

Sven sah nach der Burg, in der nur ein paar wenige Fenster noch schwach erleuchtet waren. Er

sah nach dem mattschimmernden Fenster des Herzogs hinüber, hinter dem sich nichts regte, über das kein Schatten glitt. Er sah sich nochmals, wie er heute früh vor dem Herzog gestanden. Hörte seine Stimme, die ängstliche Warnung des Astrologen. Es überkam ihn ein unheimliches Frieren...

Langsam wandte er sich Jorin Michels zu, der ruhig vor ihm stand und ihn unverwandt anblickte, der Entscheidung gewärtig. Fast tonlos kam es ihm von den Lippen:

„Sprich weiter, Jorin..."

Auf Jorins Lippen wurde ein Lächeln wach. Es war so eigenartig und fast rührend dankbar, daß Sven ihm plötzlich die Hand entgegenstreckte, die der Freund ergriff mit festem Druck.

„So höre denn noch, wie es mir mit Wallenstein erging bis auf den heutigen Tag. Es ist nicht mehr viel zu sagen... Und hast du mir schon jetzt vergeben, so wirst du es noch einmal tun, wenn ich meinen Bericht geendet habe...

Nach dem Befehl des Herzogs reiste ich dann nach Prag. Die militärische Bedeckung war ebenso zu unserem Schutz wie zu meiner Bewachung. Es wäre unmöglich gewesen, zu entfliehen.

Als ich in Prag ankam, erfuhr ich von der

Schlacht bei Lützen und dem Tod des Königs...

Was soll ich über diese Zeit sagen?... Ich ging im Palast des Herzogs umher, im Park, ich streifte durch die Gassen von Prag, ich irrte auf dem Hradschin umher, wo ich vor einer undenklich langen Zeit mit dem Meister den Lauf der Planeten erforscht und Wallensteins Horoskop gestellt. Es dünkte mich, als sei ein Menschenalter verstrichen seither. Oder mehr noch: als sei jener Jorin Michels von damals ein anderer Mensch gewesen, glücklicher jedenfalls als ich, der verloren wie auf den Trümmern eines zerstörten Lebens umherirrte und angstvoll traurig alle Erinnerungen an jene längst entschwundenen Jahre auszugraben suchte.

Im Palast des Herzogs behandelte man mich mit einer gewissen Ehrerbietung, man ließ es mir an nichts fehlen — aber weiter bekümmerte man sich nicht um mich. Ich hätte flüchten können, so oft es mir gefiel. Aber es hatte keinen Sinn mehr. Wohin hätte ich gehen sollen? Du blickst mich mit Staunen an, daß ich so fragen kann; aber — für mich hatte das Weltgeschehen den inneren Sinn verloren. Es war alles in mir zerbrochen, aller Glaube an einen Zweck und ein Ziel des Völkerlebens, an einen Gott, der die Schicksale der Völ-

ker und Reiche lenkt. Wie hätte es sonst sein können, daß unser Heldenkönig durch einen gemeinen Zufall sein kostbares Leben verlor und daß damit der reine Glaube, die Freiheit, die Todeswunde empfing? Stand Gott auf Seite der Unterdrücker? War noch Gerechtigkeit in der Welt, über dem Weltgeschehen? Was sollte all unser Kampf gegen Tyrannei und Niedertracht, wenn Gott selbst — unser Feind war? Oder — bekümmerte sich Gott überhaupt nicht um den Weltenlauf, ließ er uns gleichgültig unsern eigenen Torheiten und Lastern? Ein furchtbarer Gedanke; aber der Krieg, dieser endlos gräßliche Krieg schien ihm recht zu geben.

Wie sehnte ich mich in diesen Tagen nach meinem toten Meister! Kaum zwei Jahre war es her, daß er die Augen geschlossen hatte für dieses Leben; und wie war alles versunken und fremd geworden! Sein Blick, der nie an der Oberfläche haftenblieb, hätte vielleicht auch in diesem Wirrsal den göttlichen Sinn erkannt; ich vermochte es nicht.

So ging ich umher wie in einem bösen Traum. Als ich nach Wochen langsam wieder meine Umgebung gewahrte und beachtete, fand ich seltsame Dinge. Ich sah bisweilen die Fürstin und die

Tochter des Herzogs: beide maßlos hochmütig und dünkelhaft. Sie schienen mir, sonderlich die Frau, wie aus Eis. Die Herzogin war Wallensteins Gemahlin, aber sie empfand es wohl heute noch als eine Beleidigung ihres alten Adels, daß sie diesen Mann hatte nehmen müssen, der alles sich selbst, nichts seinen Ahnen verdankte; diesen Emporkömmling. Daß sie wie eine Königin inmitten eines unerhörten Prunkes waltete, umgeben von Hofschranzen, die in Ehrfurcht vor ihr zu ersterben heuchelten, dünkte sie nur ein selbstverständliches Recht. Und wenn ich dann wieder diese aalglatten, schmeichelnden Höflinge betrachtete, heimlich, einen um den andern, gewann ich die Überzeugung, daß der allmächtige Herzog, vor dem auch jetzt, da er fern war, alle zitterten, an seinem eigenen Hof von lauter Todfeinden umlauert war. Es gab viele, vor allem die Welschen waren es, die von ihm nur als vom ‚tiranno' sprachen. Ich begriff wieder sein Verlangen nach Einsamkeit, seine heimliche Furcht vor den Menschen, oder nein: seinen Ekel vor dem Gezücht. Ein wüster Soldknecht, der im Zorn mit der Pike auf ihn losging, mochte ihm lieber sein als dies leidige Pack.

Aber ständig kreiste mein Grübeln und Sinnen um ihn selbst, den Unbegreiflichen. Wenn er, wie ich glauben mußte, dem Kaiser abgünstig war, ihn zu einem Frieden der Vernunft zwingen wollte — warum dann jene Schlacht gegen Gustav Adolf? Und — was tat er dann? — Nichts. Er war bei Lützen besiegt worden, auf dem Schlachtfeld; ja. Aber in Wahrheit, politisch, war er der Sieger geblieben. Warum nützte er den Vorteil nicht, den ihm der Tod des Königs unerwartet in die Hand gab? Er zog sich zurück und räumte Herzog Bernhard tatlos das Feld, der denn auch bis zum Winter die Kaiserischen aus Sachsen hinauswarf. Wallenstein ließ es ruhig geschehen, unbekümmert darum, was man am Hof zu Wien darüber denken mochte. Was plante er? War der Tod Gustav Adolfs, hochselig, nur eines von den zahlreichen Gliedern seiner großen — Rechnung, an der er, eiskalt und ohne jedes Gefühl für die Leiden des Volkes, unablässig sann und rechnete, wie er sie zu dem Ergebnis hinausführen könnte, das er, er allein, vor sich sah? Eine Rechnung, in der für Schweden — kein Raum mehr war?! War es dies? Hatte er die Schweden nur benützen wollen — um durch sie wieder an die Macht zu

gelangen, den Kaiser so zu schwächen und zu demütigen, daß er ihm, dem Herzog, alles zugeben und einräumen mußte, alle Macht, jede Befugnis, die er begehrte? Und war es in dieser Rechnung vorgesehen, das schwedische Heer, wenn es ihm diesen Dienst geleistet, dann aus Deutschland hinauszuweisen, wie man aus einer Gleichung einen unbequemen Faktor durch gewisse Kunstgriffe beseitigt, eliminiert, wie wir Mathematiker sagen? War es das? Und war auch Gustav Adolf nur — eine Figur auf seinem Schachbrett, nicht mehr? Und ebenso Herzog Bernhard — jetzt noch nötig und daher geschont, später einmal... Gönnte er Schweden für die Hilfe, die der gottselige König uns in höchster Gefahr gebracht, keinen Fußbreit deutschen Bodens? Sollte Deutschland nur einem gehören — ihm?!

Offen und sofort nach seiner Absetzung zu Schweden überzugehen, war dem Herzog wohl zu gewagt erschienen. Er scheute den Makel des Verrates, den diese Tat vor der Welt auf ihn laden würde. War es nicht klüger, das Schwedenheer bloß zu benützen, um das zu tun, was er selbst hätte tun müssen: den Kaiser zu vernichten — selbst aber ohne entscheidende große Feldzüge und

Schlachten immer nur drohend mit einem Riesenheer bereitzustehen, gleichsam als Schiedsrichter in dem Waffengang zwischen Kaiser und Schweden? Und nur durch seine bloße Gegenwart, durch die Furcht vor seiner Armee, in Wien das zu erreichen, was andernfalls nur durch blutige Schlachten erreicht werden konnte? War es nicht besser, den Kaiser zu schlagen — aber mit einem fremden Heer, das man nur zum Schein bekämpfte und das man dann, wenn es einem den gewünschten Dienst erwiesen und sich dabei verbraucht hatte, mit leichter Mühe überwand und aus dem Land warf?

Das war ein Gedanke, der mich nicht mehr verließ. Und ich muß es dir gestehen: er war groß — ungeheuer. Kalt, erbarmungslos — aber er bannte mich wie der Blick des Basilisken. In der Staatskunst gibt es keine Gefühle, nicht Dank noch Dankesschuld. Man rechnet... Solange man eine fremde Macht benützen kann und muß, nennt man sie Freund. Braucht man sie nicht mehr — vernichtet man sie... Es war ein elender, ein abscheulicher Gedanke — für das Gefühl. Aber — er war größer als das Gefühl, — er war erhaben über Empfindungen, denn: er war — richtig. Er hatte

etwas von der eiskalten Größe und gewaltigen Einfachheit der Sterngesetze. Ich mußte mich beugen vor diesem Gedanken und vor dem — der ihn dachte... Denn immer klarer und gewisser wurde es mir, daß der Herzog in dieser erhabensten Region des menschlichen Geistes heimisch war, daß dies sein Erbland war, in dem er gebot, er allein. Und alle ringsum, die er befehligte, benützte, verbrauchte, vernichtete, sanken vor der Größe des Einen zu winzigen Zwergwesen zusammen, über die er hinwegschritt wie ein Riese über Ameisvölker... Kannst du das verstehen, Sven?"

Der Schwede hatte mit finsterem Gesicht zugehört; jetzt sagte er, und seine Stimme klang rauh, als hätte er die Kehle voll Pulverdampf und Schlachtenqualm:

„Verstehen, den hundsföttischen Gedanken? Ja. Aber auch —" und er zog den Degen halb aus der Scheide — „dawiderstehen mit dem Schwert!"

Jorin nickte ihm zu. „Glaub's dir!... Du bist Soldat und — Schwede...

Und eines Tags, als ich wieder grübelnd durch den Park schlenderte, gewahrte ich ungewöhnliche Bewegung im Palast: der Herzog hatte seine Rückkehr angesagt...





Er zog in Prag ein wie ein König. Aber auf dem ernsten, schweigsamen Gesicht stand kein Lächeln.

Spät am Abend, als ich mich schon zur Ruhe begeben wollte, wurde ich zu ihm gerufen. Der Diener führte mich durch Zimmer und Säle, die ich bisher nie betreten, alle mit fürstlichem Prunk ausgeschmückt, an den Wänden herrliche Bildwerke tragend — aber sichtlich nie benützt, unbewohnt. Die zuckenden Lichter der Kerzen, die mir der Kämmerling vorantrug, glitten über Gold- und Silbergeschirr, ließen aus dem Dunkel der Gemälde plötzlich weißschimmernde Frauenleiber aufleuchten wie Elfenbein. Und ringsum war Stille...

Vor einer letzten Tür hielt der Führer an und winkte mir, einzutreten. Den Leuchter stellte er auf ein Tischchen, das mit Malachit und blauem Gestein kunstvoll eingelegt war. Er selbst zog sich lautlos zurück.

Ich trat ein. Das Herz pochte mir schwer.

Ich kam in einen Saal, dessen Wände sich im Dunkel verloren. Er war nur — Raum... Ich sah einen riesigen Tisch, auf dem zwei Goldleuchter still brannten, die Kerzenflammen standen

wie funkelnde Gestirne vor einem schwarzen Himmel. Sie beleuchteten auf dem Tisch eine Unzahl von Briefen, Büchern, verstreut dazwischen astrologisches Gerät. Und sie hoben endlich — ich sah es wirklich erst zuletzt — das ernste, blasse Gesicht des Herzogs aus der Nacht, das gleichsam körperlos im Dunkel zu schweben schien und mir forschend entgegensah.

Bei diesem Anblick wurde mir zur Gewißheit, was ich in den vergangenen Wochen in einsamem Sinnen gefunden: aus diesen dunkel verhangenen Augen blickte mich ein Geist an, der unendlich hoch über den Dingen und Geschehnissen der Erde stand, unsichtbaren Zielen zugewandt und ihnen, bewußt oder unbewußt, dienend, gewiß aber geschaffen, eine Zukunft heraufzuführen, die vom Schicksal über uns verhängt war, gegen die jeder Widerstand töricht und vermessen war...

Ich verneigte mich nicht vor dem Herzog, ich stand ruhig in seinem Blick. Da zog ein kaum merkliches Lächeln über seine Lippen; mit einem leichten Wink wies er mir einen Stuhl.

‚Ich sehe, Ihr habt Euch inzwischen in Prag eingewöhnt. Ich liebe die Stadt. Ich werde hier einmal Hof halten, wenn — der Krieg vorüber

ist . . . Habt Ihr meine Gemälde gesehen, die ich gesammelt, oder seid Ihr kein Freund der Malerei, nur der Musik? Doch? Ich dachte es. Man wird sie Euch zeigen . . .'

Und nun begann er ein Gespräch über die Kunst unserer Zeit, über die Malerei, die Musik, wir redeten von dem großen Meister Heinrich Schütz, von dem wir beide etliche Madrigale und andere Kompositionen kannten. Er wurde unter dieser Unterhaltung lebhaft und beinahe heiter, er schien beglückt, den Geschäften des Krieges und der Politik für eine Stunde der Musen entrückt zu sein.

Als er mich mit einem freundlichen Lächeln beurlaubte und ich im Vorsaal den Leuchter ergriff, waren die Kerzen tief heruntergebrannt. Ich wanderte zurück durch das gespenstige Dunkel der Säle und hatte das selbe Gefühl wie vor vielen Jahren, wenn ich von der Sternwarte am Hradschin in meine Kammer heimkehrte, nachdem ich weltferne Stunden in Gemeinschaft mit den Sternen geweilt.

So ging nun dies seltsame Leben den Winter über seinen Gang. Manchmal sah ich den Herzog durch Wochen hindurch nicht, wenn ihn die Geschäfte allzu stark in Anspruch nahmen. Es kamen und gingen immerzu Boten und Gesandte in sei-

nem Palast aus und ein. Manche kannte man am Hof, viele auch nicht, und um diese war ein geheimnisvolles Raunen und Getuschel. Ich fand bald, daß der Herzog in ständiger Verhandlung mit Sachsen, mit Brandenburg, mit Schweden stand. Ich sah lauernde Blicke ringsum, Spione vom Kaiserhof, die jeden Schritt des Herzogs überwachten und nach Wien berichteten — aber er tat nichts, wozu er nicht Vollmacht hatte. Freilich — was hinter verschlossenen Türen geredet wurde, erfuhr niemand, am wenigsten die Subjekte des Kaisers, auch wenn sie noch so lange Ohren machten. Sie waren nicht karg mit Bestechungsgeldern — auch mich versuchten sie mehrmals zu gewinnen, denn sie hielten mich für einen Astrologen, mit dem sich der Friedländer über den günstigen Augenblick zu politischen Unternehmungen beriet und der ihnen leicht die wichtigsten Geheimnisse verraten, den Herzog aber spielend und unvermerkt in ihrem Sinne leiten konnte. Aber ich sagte ihnen, daß ich mich mit ihm über Musik und Mathematik unterhalte und sie ließen mich mit höhnisch ungläubigem Lächeln in Frieden.

Ob sie mehr Glück hatten beim Zeno, dem welschen Astrologen, den sich der Herzog seit etlichen

Jahren hielt, weiß ich nicht. Aber ich denke, daß der undurchschaubare Schweigsame auch für ihn nicht aufgeschlossener war als für uns alle. An mich machte sich der welsche Gaukler oft heran; er wußte, daß ich Keplers Schüler gewesen und was Wallenstein von meinem Meister hielt. So hätte er gern erfahren, wie das Horoskop gelautet, das Kepler vor fünfundzwanzig Jahren dem Friedländer gestellt. Aber für ihn wußte ich mich nicht mehr zu erinnern und so mußte auch er mit bösem Lächeln sich verziehen.

Ja — Feinde lauerten rings um den einsamen Mann, das wurde mir täglich gewisser. Er kämpfte allein gegen sie, mit unsichtbaren, unfühlbaren Waffen. Er führte seine Verhandlungen mit Wien, mit Sachsen, Brandenburg, Oxenstierna — glatt, geschmeidig, unbestimmt, nie zu fassen. Immer wieder, wenn die Gegner schon jubelten, seinen Übertritt sicher glaubten, entglitt er ihnen wieder, änderte seine Vorschläge, entzweite die Feinde. Er brachte die böhmischen Protestanten zur Verzweiflung, die als Vermittler zwischen ihm und Schweden hin und her gingen, er hielt die Wiener Hofkanzlei zum besten, ein Rätsel für alle. Aber freilich, das ist wahr: mit diesem diplo-

matischen Ränkespiel, das er als vollendeter Meister trieb, brachte er sich schließlich auch um alles Vertrauen: beim Kaiser, bei Schweden, bei Sachsen.

Dann kamen wieder Zeiten, da ich fast täglich stundenlang bei ihm war. Und diese Wochen und Monde waren es, die mir allmählich die geheimen Tiefen dieses Mannes ein wenig entschleierten. Viel von dem, was ich dir bereits sagte, hab' ich erst damals langsam erkannt.

Eins vor allem lernte ich jetzt mählig begreifen: seinen unbedingten Glauben an das Schicksal und an die Sterne, die es anzeigen und führen.

Er war von früher Jugend an überzeugt, daß nichts in der Welt allein für sich steht, nichts allein für sich geschieht, daß vielmehr alles Bestehende miteinander verknüpft ist und zusammenhängt. Es kann nichts in Afrika oder Indien geschehen, das nicht irgendwie, und sei es noch so unmerkbar, auch bei uns einen fernen Nachhall findet. Und so wie auf Erden alles miteinander zu einem riesigen Gewebe verwoben ist, so sind mit der Erde und ihren Geschöpfen, ihren Völkerstürmen und Menschgezeiten auch die Gestirne in geheimnisvollem, aber sicherem Zusammenhang. Es gilt nur, die Zeichen dieser unsichtbaren, unendlich ver-

wickelten Fäden zu erkennen, das verborgene Gewebe zu durchschauen. Das versucht die Astrologie.

Und er wußte ferner, daß nichts ohne Ursache, nichts aus bloßer Willkür, daß vielmehr alles nach Gesetzen, streng gebunden, eins aus dem andern folgt. Wer alles wüßte und kennte, was ein Kind an seinem ersten Lebenstag als unsichtbares Gut mitnimmt auf den Erdenweg, wer die geheimen Fäden sähe, die es an Menschen, Erde, Luft und Gestirne binden — er könnte das ganze Leben dieses Menschen bis ins Letzte voraussagen und vorherrechnen, wie der Astronom für die fernsten Zeiten den Stand der Gestirne berechnen kann. Das eine ist so sicher wie das andere. Ein ewiges Muß hier wie dort.

Das war sein Schicksals- und sein Sternenglaube. Und darum hing er mit unerschütterlichem Vertrauen an dem vermeintlichen Horoskop Johannes Keplers, das in Wahrheit nur die mit sicherem Gefühl erschlossene Deutung eines großen Menschenkenners war. Was Kepler am Himmel mit Zahlen und Zirkel r e c h n e t e, das f ü h l t e er am Firmament der Menschenwelt aus unbestimmbar unbewußter Ahnung. Wallenstein freilich glaubte auch hier an eine Konstruktion aus Ziffern

und Linien. Dies Horoskop war wohl sein kostbarster Besitz. Man erzählte sich an seinem Hof, daß er es in einer Kapsel aus Gold immerzu als einen Talisman auf der Brust trage, Tag und Nacht, seit er es aus den Händen Keplers empfangen habe. — Und zu dem Horoskop trat nun, seit jener denkwürdigen Nacht in Sagan, die Warnung des Meisters. Aber wie erging es mit ihr dem Herzog!... Sie hat von der Stunde an, da Kepler sie ausgesprochen hatte, sein Leben völlig beherrscht und schließlich — zerstört. Sie ist mit eine Ursache seines seltsamen, fast unbegreiflichen Wesens in dieser Zeit geworden...

Weißt du, was man in der Musik einen Orgelpunkt nennt? — Es ist ein lang ausgehaltener Ton im Baß, über dem hoch oben die Harmonien in bunter Folge wechseln und vorüberfliehn. Und die Warnung Keplers in jener Nacht zu Sagan war und ist wie ein solcher Orgelpunkt unter Wallensteins gesamtem Handeln in den letzten vier Jahren. Du hast gehört, wie er sie anfangs in den Wind schlug, als er sich im Vollgefühl seiner Macht und Kraft, seiner allbeherrschenden Stellung und der Gunst des Kaisers wußte. Aber kaum ausgesprochen, gewann sie doch schon Macht über ihn: die

Absetzung vom Kommando, die er in Sagan erfuhr, aber vielleicht doch noch nicht für ganz sicher hielt, versetzte ihm den ersten Stoß. ‚Zwar nicht ermorden ließ er mich — doch abgedankt hat er mich, wie irgendeinen unfähigen Offizier ...' Und das war fast das nämliche für einen Mann wie Wallenstein. Und mit den Jahren — er alterte sehr schnell, denn er lebt drei Leben auf einmal — wurde seine Kraft, sein schicksalgläubiges Selbstvertrauen immer geringer, er begann mehr und mehr zu fühlen, wie völlig allein und einsam er steht — eben seines allüberragenden Geistes, der weltumspannenden Weite seiner Gedanken wegen. Jeder Tag vermehrte seine Feinde, der Kampf gegen sie wurde mühseliger und gefährlicher von Mal zu Mal. Sein blindes Vertrauen auf seinen Stern wird zu immer angstvollerem Anklammern an die Macht der Sterne, zum sklavischen Gehorsam vor den Konstellationen, zur heimlichen, zitternden F u r c h t vor den Gestirnen. Seine Entschlüsse wurden täglich schwerer und unsicherer, sie wurden immer wieder umgestoßen, sein Verhalten in der Politik ward immer wankelmütiger, rätselhafter. Früher schien das die wohlberechnete Kunst eines großen Diplomaten — jetzt aber fühlte ich,

daß es die innere Not war, der Zweifel an seiner eigenen Kraft. Sein Verlangen nach Einsamkeit wurde immer quälender und drängender. Während aber Kepler, der ebenso berghoch über der Zeit und den Menschen stand, sich zu den Höhen göttlicher Erkenntnis erhob und im Leben schlicht und demütig war, nur groß im Geistigen, weil er nichts auf der Erde wollte, wurde Wallenstein, der alles auf der Erde will, nichts im rein Geistigen, immer zerquälter, ruhloser und ängstlicher, ja — furchtsamer. Und in dem Maß, als er die Selbstsicherheit mehr und mehr verlor, wuchs die Warnung Keplers immer drohender vor ihm auf und gewann Macht über all sein Tun und Lassen. Das erstemal war es nur Absetzung gewesen —; jetzt — was stand ihm nun bevor? Er wußte, daß sein Leben von Tag zu Tag in größeren Gefahren stand.

Und das war wohl der tiefste Grund, warum der Herzog mich, den Schüler Keplers, an sich heranzog, mich um keinen Preis entlassen wollte, ja, soweit dies bei einem Wallenstein nur möglich ist, mich zu seinem Vertrauten machte. Ein Wallenstein hat keinen Freund, keinen Vertrauten. Was er so manchmal seine Freunde nannte —

heute tut er es nicht mehr! —, das waren Menschen, mit denen er, wenn er bei Laune war, seine Scherze trieb, trank, mit denen er spielte, wie die Katze mit der Maus. Sie waren ihm fremder als der letzte Troßknecht in seinem Heer. Seine Seele hat er vor jedem fremden Auge sorglich verschlossen. Sie war ihm wohl selbst immer ein Dunkel, in das er, ängstlich wie ein Kind, nie einen Lichtstrahl fallen ließ. Aber ich darf es auch sagen: wenn er je einem Menschen ganz von ferne einen Blick in sein heimlichstes Wesen gewährte, so war es in den letzten Jahren, als sich sein Stern zu neigen begann, mein Herr, der Meister Johannes. Sein Tod traf ihn härter, als er sich den Anschein gab. Und vielleicht, vielleicht darf ich auch das sagen: später dann, als er immer unsicherer wurde und ihn immer mehr die heimliche Furcht und das heimliche Grauen vor dem Schicksal erfüllte, als der Orgelpunkt in der Tiefe seines Lebens immer vernehmlicher und drohender an sein Ohr klang, da war wohl ich so etwas für ihn, was man einen Vertrauten nennen dürfte, bei einem anderen Menschen. Er selbst nannte mich, halb im Scherz, ein Vermächtnis Johannes Keplers, er wollte mich in die Welt zurückführen, in die ich gehöre.

Das war Maske. Dazu ist er zu eigensüchtig. Es war vielmehr — ein bitteres Bedürfen. Ich bin für ihn eine Erinnerung an die Jahre, da er wie ein Gott über die Welt erhaben schien, da er vielleicht sogar glücklich war, soweit ein solcher Mensch „glücklich' sein kann. Darum wohl war ich ihm ein wenig lieb und wert...

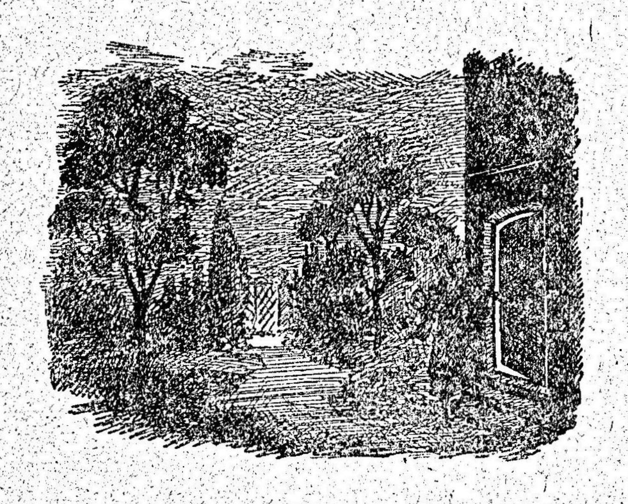
Wenn ich sage: ich bin sein Vertrauter, so meine ich nur: er rief mich manchmal, meist in tiefer Nacht, wenn er die Einsamkeit, die ihm notwendig und Bedürfnis ist, nicht mehr ertrug. Wenn ihm graute vor dem Abgrund, über dem, in dem er schwebte, wie — ein Stern. Aber die Sterne tragen die Gesetze ihrer Bahn und die Macht ihrer Bewegung unweigerlich in sich; Wallenstein — nicht mehr.

Er sprach dann mit mir in solchen Nächten. Nicht etwa über Politik oder Krieg —; sondern über Astronomie und besonders gern über Musik. Er, dessen Leben Krieg und Zwietracht, Kampf, Mord, diplomatische Ränke sind, der ein Meister war, seine Gegner mit Schlichen und Kniffen zu trennen — er konnte dann nicht genug hören von der Harmonie der Töne, den Grundlagen des Wohllauts, des Zusammenklangs zum beruhi-

genden Akkord. Wir sprachen oft stundenlang miteinander wie Gleichgestellte, wie Freunde, wenn man dieses Wort aussprechen dürfte im selben Atem, der den Herzog von Friedland nennt. Wir sprachen von Mathematik, von den Gemälden der niederländischen Meister, die er über alles schätzte und liebte, wir redeten davon, ob etwa die gleichen Zahlengesetze und Zahlenharmonien, wie in den Sternbahnen und in der Musik, so etwa vielleicht auch in den Größenverhältnissen der menschlichen Leibesglieder enthalten seien, und untersuchten daraufhin die Gemälde und Kupferstiche aus der Sammlung des Herzogs — wir sprachen, ich weiß nicht mehr, wovon noch. Nur über eines nie: über Astrologie, über das Schicksal, die Abhängigkeit des Menschen von den Sternen ... Und doch war unter all unseren Reden, unter all den einsamen Stunden jener Nächte immer dies eine, das Schicksal. Der dunkle Orgelpunkt. Von ihm gingen unsere Gespräche, mochten sie handeln über was immer. Sein dunkler Schatten lag über ihnen allen, gab ihnen den unfaßbar geheimen, zitternden Unterton. Wie die Worte von Liebenden — über Blumen oder die Schönheit eines Maientages — einen seltsam klingenden, wundersamen

Ton haben, weil aus ihnen die Liebe spricht ... So war hier unter allem das heimlich Drohende, das Dunkel, das wir beide fühlten, beide wußten — und mieden.

Ich habe in seinem wunderbaren Palast in Prag einmal eine ganze Nacht mit ihm geredet, eine duftende, warme Nacht im Mai, kurz ehe wir die Stadt verließen, um ins Feld zu ziehen. Vor drei Vierteljahren ... Die Fenster standen offen in den Park. Ringsum war kein Laut. Das ganze Stadtviertel war durch seine Wachen abgesperrt, weil er nicht das leiseste Geräusch um sich ertrug; die Straßen dick mit Stroh bestreut, um jeden Schall zu ersticken; niemand durfte das Quartier betreten ohne besondere Permission. So war es totenstill, der Park wie ein Grab. Der Nachtwind schwieg, als wagte er es nicht, in den Bäumen zu rauschen. Und doch war unter unseren Worten, mit leiblichen Ohren zu hören, ein steter, anhaltender Ton, dunkel, schaurig und doch eigentlich voll eines geheimen Wohllauts ... Als ich im Dämmern des Morgens aus seinem Zimmer ging, über die Wendeltreppe hinunter in den Park, hörte ich es plötzlich, diesmal ganz deutlich: das leise Plätschern eines Brunnens, das die ganze Nacht lang



kaum vernehmlich in das Zimmer geklungen... So, siehst du, war immer in jener Zeit das Schicksal und sein Schaudern vor dem Schicksal der geheime Unterton all unserer nächtlichen Reden, gerade weil wir es beide ängstlich mieden, auch nur das Wort zu nennen...

Aber eines wird dich vielleicht wundern: er sprach so viel mit mir über die Musik — aber er ließ sich nie von mir vorspielen. Und ich weiß nicht, ob du das verstehen wirst: ich liebe ihn darum... Es war eine heimliche Scham, eine Keuschheit der Seele, die es ihm verbot. Er fürchtete die Macht der Musik, die uns weich stimmt.

Davor empfand er Scham. Er behielt vornehm den Mantel um sich geschlagen, ließ nicht in sein Inneres blicken, nicht anders als ganz von fern durch seine Reden, die von Mathematik und Gemälden handelten. Er blieb kühl und einsam, unnahbar auch in solchen Stunden. Diese Keuschheit der Seele liebe ich an ihm, sie hat mich gerührt und bezwungen und aus dem Feind zu seinem — nun ja, warum nicht es gestehen: zu seinem Freund gemacht. Ich habe sie nur noch an einem Menschen gekannt: an meinem Herrn, Johannes Kepler. Aber bei ihm war sie mild und freundlich, ganz anders als beim Herzog.

Denn auch auf dem Grunde von Keplers Leben lag ein dunkler Ton, der aus seinem Reden und Lächeln, seinem Tun und Handeln sprach, der noch in der leisen, stillen Art seiner Gebärden klang. Aber dieser Ton war ein anderer als bei Wallenstein. Hast du einmal gehört, wie bei einer Laute, oder besser noch: bei einer Harfe, wenn das Spiel zu Ende und der letzte Ton verstummt ist, noch ein leiser Nachklang von der tiefsten Saite dauert — denn nur die dunklen Saiten hallen also lange nach! —, nur dem geübten Ohr vernehmlich? So lag bei meinem Meister ein solch dunkler Nach-

hall unter all seinem Leben und Tun. Der Nachhall von einem Spiel — das zu Ende ist. Wovon ging dies Lied und Spiel? Ich glaube, ich weiß es heute. Es sind noch keine vier Jahre, seit Meister Johannes in Regensburg arm und verlassen starb, aber in meinem Leben war so unendlich viel Jammer, Leid, Elend und Not und das Ansehenmüssen von viel Schicksalen und ihrem Scheitern, von vielem Wollen und seinem Zerbrechen, daß es mich wie Jahrzehnte dünkt, seit ich als einziger Trauernder an seinem Grab stand. Ich sehe auf sein ganzes Leben zurück wie auf etwas längst Vollendetes, das in allen Teilen überschaubar und klar vor uns liegt. Und so meine ich: der Orgelpunkt in *seinem* Leben, der dunkle Nachhall des verklungenen Spieles, war das Wissen um die Vergeblichkeit. Er hat es einmal zu mir gesagt: ‚Jorin, du bist noch jung, du glaubst noch. An die Macht der Wissenschaft und ihren Sieg, an Menschlichkeit und ihren Sieg, an den Fortschritt. Du glaubst noch — an die Menschheit. Und an ihren Weg ins Licht... Ich glaubte es auch — einmal... Aber sei des gewiß: die Menschen bleiben immerdar die selben, in alle Jahrtausende. Sie sind heute die nämlichen Barbaren, Toren und

blutlechzenden Bestien, wie zu den Zeiten, da unser Herr Christus auf Erden ging, und wie zu den Zeiten der Ägypter und Babylonier. Es ist alles vergebens...'

Damals faßte ich diese trostlosen Worte als einen Ausbruch der Verzweiflung über sein bitteres Schicksal. Heute, nachdem ich so viel gesehen habe und alt geworden bin über die Zeit, nachdem ich so viel Eigenes, von dem ich dir nicht geredet, begraben mußte, heute weiß ich, daß er recht hatte. Schau mich an, Sven, und schau dich an — dort hängt ein guter Spiegel —, sind wir nicht Greise geworden vor der Zeit? Mit unseren müden, alten Gesichtern und dem grauen Haar? Ich bin siebenundvierzig; du —? Nicht einmal so viel!"

Darauf Sven, ohne rechte Überzeugung: „Das ist die furchtbare Zeit. Es war nicht immer so und wird einmal wieder anders, besser sein..."

„Ja. So war es früher auch. In ruhigen Zeiten glauben wir an den Weg der Menschheit ins Licht. In ein besseres Land. Aber immer kommen dann wieder Jahre wie die jetzigen, in denen wir uns bewußt werden, daß dieser Glaube Trug und Selbsttäuschung ist und daß die Menschen die gleichen geblieben sind seit eh und je. Zeiten, die den

Wahn von einem Besserwerden der Menschheit gründlich in uns zerstören.

Aber dies Wissen, das Keplers ganzes Schaffen und Leben durchdrang, nachdem das hohe Lied des Glaubens in ihm verklungen war, breitete darüber nur einen Schleier von leiser Trauer, machte den Meister duldsam und friedfertig, weil er die Armseligkeit alles Menschlichen kannte. Und es ließ ihn das Streben und Wollen aller Großen — und damit auch sein eigenes — trotz all dieser Vergeblichkeit als einen Gottesdienst sehen, der die Menschen nicht bessert und edelt und doch sein muß, der Gott wohlgefällig ist, wenn er aus einem reinen Herzen aufsteigt. Wie bei meinem Meister. Wie wenn wir in der Nacht eine Fackel anzünden, unsern Weg damit zu erhellen. Wir mögen hundert Lichter entflammen, die Nacht bleibt doch dunkel. Die Lichter erlöschen wieder, wenn sie sich in sich verzehrt haben; aber wir bedürfen ihrer doch, wenn wir den Weg nicht fehlen wollen, und ihr Anblick ist tröstlich und freudvoll. Solch ein Licht in dunkelster Nacht, ein Weiser in der Finsternis, war mein Meister.

Und fast gegen meinen Willen muß ich dawider den Herzog und den großen König betrachten. Der

Herzog, der war daneben ein düsterer Brand, der unheimlich drohend durch die Nacht glost, sich selbst verzehrend und was ihm nahe kommt, der wie ein Magnet die Menschen ringsum an sich zieht und festhält. Ein wundersames, erregendes Schauspiel, groß, gewaltig, weithin sichtbar — aber wir fragen uns, ob jemand zu Nutz, nicht bloß vielen zum Untergang...

Der König: aufflammend wie eine Sonne, beglückend, ein Retter aus tiefster Not — aber sogleich wieder vergehend und zerstiebend, blendend, so daß nach ihm die Nacht nur noch dunkler erscheint. Für Gustav Adolf war das Leben einfach. Oben ein Gott, der lenkte und befahl — unten der Mensch, der gehorchte. Er stürzte sich, getreu seinem Gott, in den Kampf, stritt und fiel.

Ein Wallenstein kann über einen solchen Glauben nur lächeln, voll Mitleid, vielleicht auch ein wenig — mit Neid... Er weiß, wie unendlich verworren und dunkel das Leben ist... daß er mit diesem Wissen überhaupt noch handeln konnte, war höchstes Heldentum. Aber es hat schließlich so über ihn Macht gewonnen, daß er fast nicht mehr handeln kann...

Es war im Anfang des Mai, als der Herzog aus Prag auszog, um sich ins Feldlager zu begeben. Er hatte vierzehn Kutschen bei sich, jede mit sechs Pferden bespannt, Trompeter bliesen auf silbernen und goldenen Trompeten; die Bagagewagen waren mit rotem Saffianleder überdeckt. Wallenstein ritt einen herrlichen Rappen und trug den gewohnten Scharlachmantel, am schwarzen Hut die rote Feder. Zu seiner Begleitung und Bedeckung hatte er nicht weniger als neunzig Kompagnien Musketiere und siebzig Kompagnien Dragoner und Kürassiere nach Prag befohlen.

Das war ein Schauspiel, mit dem nicht einmal der Krönungsaufzug eines deutschen Kaisers in Frankfurt zu vergleichen war. Die Prager Bürger liefen denn auch in hellen Scharen zusammen und schrien dem Herzog Vivat zu. Er dankte, ernst und gelassen — seine Lippen blieben unbewegt.

Als die Spitze des Zuges aus der Stadt war, stieg er vom Pferd und nahm in seiner Prachtkarosse Platz. Er litt wieder heftig an der Gicht und hatte nur, um sich dem Volk stattlicher zu zeigen, den Anfang des Weges beritten zurückgelegt. Jetzt ging es in scharfer Fahrt nach Norden, gegen die sächsische Grenze.

Aber schon in Gitschin machten wir halt. Die Armee wurde bis an die Grenze vorgeschoben, der Herzog blieb in seiner Residenz. Bald merkte ich den Sinn dieses Zuges. Wieder gingen und kamen die böhmischen Protestanten, die zwischen Wallenstein und Schweden als Unterhändler dienten. Und das Heer stand gleichsam Gewehr bei Fuß, bereit, auf ein Wort des Generalissimus in Sachsen und Schlesien einzufallen, wenn die Gegner sich nicht den Wünschen des Herzogs bequemten.

So ging das Ränkespiel den ganzen Sommer hin und her, die Verhandlungen wurden abgebrochen und wieder angeknüpft — aber es wollte sich kein gutes Ende zeigen. Nur eines merkte ich aus dem Getuschel der Höflinge: das Mißtrauen gegen den Herzog am Wiener Hof wuchs von Tag zu Tag, seine Feinde zielten offen auf seinen Sturz hin. Maximilian von Bayern, dem ihr damals wieder genug zu schaffen machtet, rief um Hilfe — Wallenstein saß untätig in Gitschin, und sein Riesenheer blieb in den Lagern, saugte weithin das Land aus und ließ dem Feind freie Hand. Das machte böses Blut in Wien. Aber auch Oxenstierna und Sachsen und Brandenburg verloren jedes Vertrauen zu Friedland.

Ich war viel um ihn in diesem Sommer, in seinem Palast zu Gitschin. Er hatte einmal, vielleicht halb im Scherz, davon gesprochen, mir in dieser seiner Stadt eine Sternwarte zu erbauen, er wollte eine Universität begründen — jetzt war von alldem nicht die Rede mehr. Es war etwas in ihm zerbrochen. Eine fiebernde Unruhe hatte ihn erfaßt, er begann hundert Dinge und ließ sie wieder, verwirrte Freund und Feind. Kaum war er noch für irgend jemand zu sehen, er vergrub sich in der Einsamkeit seines Palastes. Die Gesandten mußten oft stunden-, ja tagelang warten, ehe sie vorgelassen wurden. Und indes wanderte er ruhlos in seinen Sälen auf und nieder oder er führte mit mir die altgewohnten Gespräche, aber sein Geist schien dabei wie abwesend, seine Rede oft verwirrt. Es war, als lausche er immerzu auf etwas, das andere nicht hörten, als lausche er in sich hinein, nach einem geheimnisvollen, nur ihm vernehmlichen Ton... nach dem dunklen Orgelpunkt in der Tiefe seines Lebens... Daneben verlor für ihn alles andere Geschehen seinen Sinn...

Und dann plötzlich kam es wie ein Wunder: das Mißtrauen in Wien war zuhöchst gestiegen, schon erwartete man täglich den Kurier, der dem

Herzog die Enthebung vom Kommando überbringen sollte. Und da — mit einmal Marschbefehl, die Heerkolonnen geraten in Bewegung, brechen in Schlesien ein — der Herzog liefert den Schweden eine Schlacht und zwingt sechstausend Mann zur Kapitulation, entreißt dem Gegner eine Feste nach der andern und steht mit einem Schlag wieder da im alten Glanz, triumphierend über die Feinde auf dem Schlachtfeld und — in Wien ...“

„Schweig mir von der Schmach! Ich dank' es Gott, daß ich nicht bei Steinau war, ich hätte den Tag nicht überlebt! ... Beim Weimarer, in Bayern, war es ehrenvoller zu fechten!“

„Ja — und Maximilian schrie wieder um Hilfe, und Wallenstein blieb abermals taub, wie immer, wenn die Rufe von dieser Seite kamen. Bernhard rückte gegen Regensburg, der Herzog sollte zum Entsatz heranziehen — und blieb in Böhmen stehen. Er schwur darauf, daß Bernhard sich nicht an Regensburg wagen werde — von Wien aus wurde er immer dringender nach Bayern befohlen — aber ein Wallenstein kennt nur die Befehle, die er selber gibt.“

Sven lachte: „Und im November nahmen wir Regensburg!“ Er trank seinen Becher leer.

„Ja — und das war für den Herzog die Entscheidung. Nun gab es in Wien keine Rettung mehr für ihn. Eggenberg und Harrach mußten verstummen. Sein Fall war beschlossen. Was half's, daß er jetzt in Eilmärschen über den Böhmerwald nach Bayern zog — bei Fürth mußte er umkehren. Der Winter kam. Er nahm das Heer nach Böhmen zurück, er selbst ging nach Pilsen. Und dort begann wieder das alte Spiel der Verhandlungen — daneben aber ein neues. Er schien jetzt zum Abfall vom Kaiser entschlossen. Er sah, daß der Despot nie und nimmer seine großen Pläne fassen könne, niemals einen Frieden der Gerechtigkeit und Freiheit schließen würde. So blieb nur eins: der Friede gegen Wien, gegen den Kaiser...

Aber das Heer?

Ja —: wessen war dieses Heer? Es war dem Namen nach die Armee des Kaisers. Aber Friedland hatte sie aufgestellt, er bezahlte sie, erhielt sie, führte sie. Von Wien kam kein schlechter Gulden für sie. Und legte Wallenstein das Kommando nieder, so lief das Söldnervolk in alle Winde auseinander. Unsichtbar dem Auge, aber nicht weniger wirksam, als hätte er in Goldbuchstaben darauf ge-

prangt, stand sein Name allein auf den Fahnen und Standarten der Regimenter. Wieviele Obristen waren Protestanten, vom gemeinen Mann ganz zu schweigen, der eher dem Teufel als dem Herrgott diente. Und dieses Heer, das seinem Führer blind ergeben war wie nur je ein Gefolgsmann seinem Herrn — dieses Heer —: begann nun, da sich immer bestimmter die Kunde verbreitete, daß der Generalissimus bereits abgesetzt sei, es begann zu murren, zu meutern, den Gehorsam zu weigern... Es ist wahr, Offiziere und Gemeine hatten ihren Eid dem Kaiser geschworen... Jetzt rächte es sich, daß Wallenstein jenen üblen, zweideutigen Weg eingeschlagen, der nur mit seinem Sturz oder — mit der Kaiserkrone enden konnte. Aber daran zu denken war ja Wahnsinn... Denn was wußte der Musketier, der Reiter, was wußten Hauptleute und Obristen vom Kaiser, von den Ränkespielen am Hof, was von den Riesengedanken des Herzogs! Was wußten sie überhaupt vom Herzog! Sie hielten sich an ihren Eid, denn — ihre ‚Ehre' forderte es so. Die selben Männer, die tausendmal geplündert, gestohlen und geraubt, wehrlose Bürger hingeschlachtet und gemartert hatten, die Dörfer und

Städte ohne Not niedergebrannt, Weiber geschändet und gemetzelt, Kinder in die Flammen geschleudert — sie wußten, was ihre ‚Ehre' als Offizier oder Soldat verlangte. Oder glaubten es zu wissen. Sie blieben Ehrenmänner — vor ihresgleichen. Damals habe ich erkannt, was ‚Kavaliere' unter ‚Ehre' verstehen: das Festhalten an äußeren Formeln und Gebräuchen ... Mag das Innere noch so erbärmlich und ruchlos sein — wenn nur der Schein gewahrt ist und die Hände sauber bleiben ...

Um den Herzog begann es — leer zu werden. Wer besorgt war um seinen Ruf am Kaiserhof, mied ihn. Er war — heimlich und in der Stille — geächtet schon jetzt, noch ehe sie in Wien zum letzten Schlag ausholten gegen ihn.

Wallenstein wußte, was in Wien vorging, wie es im Heer stand. Wenn ich jetzt bisweilen bei ihm war, glaubte ich, einen Toten zu sehen, in dem ein dunkler Dämon seine Wohnstatt genommen hat und ihn mit trügerischem Scheinleben erfüllt, bewegt. Eine düstere Glut war in ihm, brannte aus den Augen, die kein Schlaf mehr rührte. Aber noch jetzt blieb er, wie er sein ganzes Leben gewesen: verschlossen, starr, unnahbar jeg-

lichem Gefühl. Die gläserne Mauer um ihn war nun — zu Eis geworden. Und auch dafür liebe ich ihn. Ich habe ihn nie größer gesehen als in diesen Tagen seines Sturzes, da er vom weltgebietenden Fürsten und Feldherrn zum scheu gemiedenen Flüchtling wurde.

Er rief die Generale und Obristen nach Pilsen. Es kamen nicht mehr allzuviel. Bei einem Gastmahl, als sie schon voll Wein und Rausch, legte ihnen Terzka eine Schrift vor zur Unterzeichnung, darin sie Wallenstein, nicht mehr dem Kaiser, unverbrüchlichen Gehorsam angelobten... So weit war es gekommen: der Herzog bedurfte solch eines elenden Stücks, sich seiner Offiziere zu versichern. Andern Tags, als sie den Rausch verschlafen — stieg ihnen die Angst zu Kopf und sie besannen sich ihrer ‚Ehre'. Und der Herzog mußte sich zu der Erklärung bequemen, daß jene Schrift nicht gegen den Kaiser gerichtet sei... Aber er sah nun, auf wen er noch bauen durfte. Wieviele waren es noch? Man konnte ihre Namen an einer Hand herzählen...

Und zugleich erfuhr er, am nämlichen Tag, daß man in Wien vom Kaiser ein ‚Patent' erlangt habe: darin ward Wallenstein meineidiger Treu-

losigkeit, barbarischer Tyrannei, der Verschwörung gegen den Kaiser beschuldigt und feierlich vom Kommando abgesetzt, all seiner Ämter, Würden und Titel enthoben. Ein kaiserlicher Kommissar wurde nach Böhmen entsandt, Wallensteins sämtlichen Besitz an Ländereien und Palästen und an fahrendem Gut einzuziehen — für den Kaiser... Und der selbe Kaiser schrieb noch um die Zeit, da jenes Patent schon unterzeichnet war, freundliebe Briefe an den Herzog, um ihn in Sicherheit zu wiegen...

Das war — wann? Vor einem Jahr, vor drei Jahren? So lange dünkt es mich jetzt in diesem Augenblick... Nein — es war vor vier Tagen... Aber diese letzten vier Tage haben in meinem Fühlen länger gewährt als ebensoviel Jahre! Geschah so viel in dieser kurzen Zeit? Nach außen hin wohl nicht. Aber es stürzte eine Welt in Trümmer, die längst innerlich zerborsten war...

Der Herzog wollte sich nach Prag werfen — die Böhmenkrone für sich zu retten — dort sich mit Sachsen und Schweden vereinen — ein neues Heer aufstellen, eines, auf das er bauen konnte in jedem Fall, das seinem Namen Treue schwören sollte, nicht mehr dem Kaiser — aber Prag nahm

einen kaiserlichen Kommissar auf und erklärte sich gegen den Herzog...

Du mußt wissen, daß man in Böhmen seit je die Habsburger gehaßt hat. Und seit der Schlacht am Weißen Berg, seit der Kaiser in dem unglücklichen Land mit Galgen und Rad und Schwert, mit Gütereinziehungen und Ächtung gehaust, war dieser Haß nicht geringer geworden. Das wirst du wohl glauben. Und dennoch — Prag stand zum Kaiser! Das bedeutete nun freilich nicht, daß es — wirklich zum Kaiser hielt! Vielmehr — man fürchtete ein neues Strafgericht, grauenhafter als das vor fünfzehn Jahren, wenn — Wallenstein unterlag... Aber d a ß man damit rechnete, daß man seinen Untergang vielleicht schon für sicher hielt — das war das Furchtbare, das traf den Herzog schlimmer als drei verlorene Schlachten! Er sah es, immer grauenhafter von Stunde zu Stunde —: sein Stern erblich, er war gesunken. Sein Name erlosch...

Was jetzt noch geschah, bis zum heutigen Tag, weißt du. Dem Herzog blieb keine Wahl mehr. Der Lauenburger jagte auf seinen Befehl nach Regensburg zu Herzog Bernhard — du hast die Antwort gebracht, heute früh: der Herzog ist

unterwegs mit seiner Reiterei, Wallenstein zu empfangen und sicher zum Schwedenheer zu geleiten... Wäre er nur erst schon da!...

Auf der Reise von Pilsen hieher bin ich neben dem Herzog geritten. Die Vorhänge der Sänfte



waren zugezogen. Aber bisweilen hob seine Hand sie beiseite, er hielt Ausschau, wie weit wir schon wären. Und wenn ich dann in sein Gesicht blickte, wenn unsere Augen einander begegneten — Sven, du magst es mir glauben! — in meinem ganzen künftigen Leben werde ich dieses Gesicht nicht mehr vergessen... Und weißt du, was das wahrhaft

Erschütternde in diesen Zügen war, das, was mir ans Herz griff und mich, drohte heut oder je in Zukunft seinem Leben eine Gefahr, antreiben würde, mein eigenes Leben blindlings, ohne Bedenken, für ihn zu opfern? — Es war, daß ich in seinem Antlitz zum erstenmal, seit ich es kannte, das rein Menschliche erwachen sah ... Den Gram, die Not, das Verlangen nach — einer Seele, die er der seinen nahe glauben durfte. Und es war das Grauen vor dem Schicksal. Aber auch: das Schaudern darüber, daß nun, wie die Wogen über einem Ertrinkenden, das Menschliche doch auch über ihm zusammenschlug, der all die Zeit seines Lebens sich darüber erhaben geglaubt wie ein Gott. In diesen Blicken, die stumm zwischen uns ruhten, war mehr, als man in Worten sagen kann. Aber auch jetzt noch blieb er der Einsame, in sich Verschlossene: mehr als diese Blicke gewährte er mir und — sich selber nicht. Er ließ mich, seit wir gestern abends hier in Eger einzogen, noch nicht rufen — er hat wieder den Mantel um sich geschlagen und harrt schweigend des Schicksals ..."

Jorin Michels stand auf und trat ans Fenster. Er sah hinüber zum Haus des Herzogs. „Noch immer brennt sein Licht ..."

Langsam kehrte sich Jorin wieder dem Gast zu, der sich gleichfalls erhoben hatte.

„Sven — ich habe mit Johannes Kepler Sterne am Himmel aufflammen sehen, die vordem nicht waren. Sie strahlten empor, heller als andere Gestirne und vergingen nach wenigen Jahren wieder in Nichts. Wir wissen nicht, was in jenen weltfernen Abgründen des Himmels geschehen ist... Eine Welt entstand und zerbarst wieder, kehrte heim in die Nacht... Das habe ich auch auf Erden gesehen... an Wallenstein. Er zerbrach — an sich selbst... Denn der Mann, den du heute gesprochen hast — ist nicht mehr... Wallenstein..."

Die Männer standen schweigend beieinander. Leise sagte Sven: „Ich danke dir, Jorin... denn nun weiß ich, wen ich morgen früh zu Herzog Bernhard geleiten werde..."

Jorin faßte nach seiner Hand.

Aber in diesem Augenblick zuckte der Schwede zusammen: er sah hinab auf den Marktplatz und stieß Jorin hastig an:

„Was ist das — da unten die Dragoner —"

Jorin spähte ins Dunkel, er fuhr zurück:

„Sven — das sind Butler-Dragoner — — was

soll das ... Sven! Sie haben keine Wache heute — — Schnell, hinunter, das ist ... Verrat! — zum Herzog, warnen! Schnell!"

In rasender Hast rissen sie die Mäntel an sich, stürzten über die Treppe hinab. Jorin suchte in wilder Ungeduld nach dem Riegel am Tor — endlich, das Tor ist auf — sie rennen über den Markt — die Dragoner haben das Haus des Herzogs umstellt — eben verschwinden etliche, eine Laterne tragend, in einer kleinen Seitentür ...

„Wir kommen nicht mehr durch, Jorin — das ist Verrat — Mord! Schieß die Pistole ab, Jorin —"

Michels reißt die Waffe aus dem Mantel, die Hände zittern ihm, daß er den Hahn kaum spannen kann. Ruhig nimmt sie ihm der Schwede aus der Hand — hebt sie hoch — —

Da dröhnt es dumpf aus dem Haus — ein Musketenschuß, Schreien, Poltern und Krachen — und schon zerbirst oben das einsam erleuchtete Fenster vom Hieb eines Musketenkolbens, die Scheiben fliegen im Bogen herab und zerklirren am Boden ...

Svens Hand ist erstarrt — er zielt in die Nacht empor, aber er schießt nicht ...



Mit einemmal ist oben im Fenster eine wilde Gestalt — schwarz steht sie vor dem immer noch dauernden matten Licht. Sie bäumt sich in rasendem Triumph — ein Arm fliegt empor, reißt den Hut hoch und schwenkt ihn mit flatternder Feder in die Nacht — und eine Stimme schreit, heiser und rauh, aus berstender Brust:

„Der Verräter ist tot, Illow und Terzka sind tot — vivat Ferdinandus!“

Aufschrei von unten, aus hundert Kehlen: „Vivat der Kaiser!“

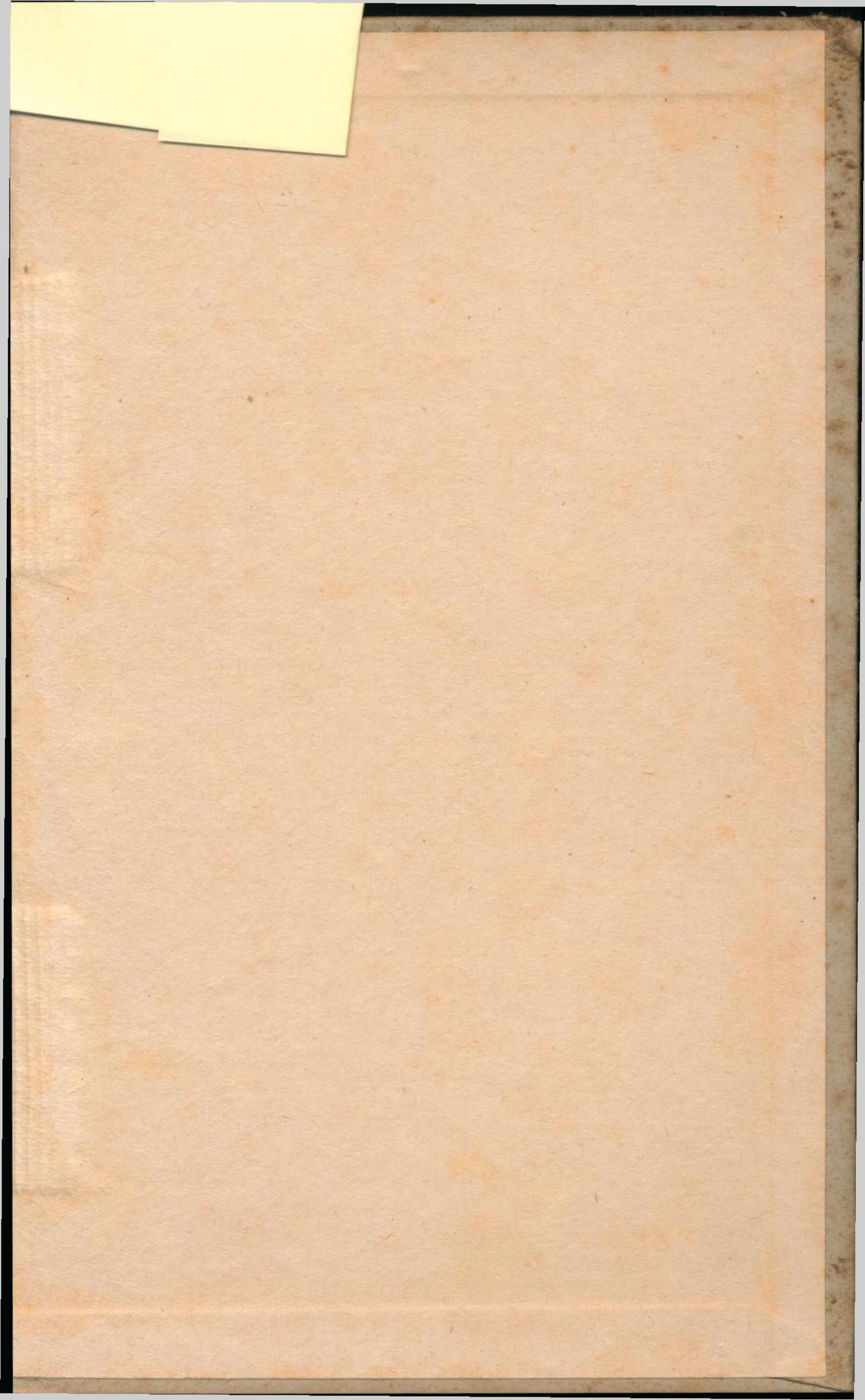
Die beiden Männer springen zur Seite, lehnen taumelnd an einer Hauswand. Nur ein Wort stammelt Jorin: „... Saturn ..."

Aber während es rings um sie lebendig wird an Fenstern und Toren, reißt Sven den Freund am Arm zu sich, drängt ihn in die dunkle Schlucht einer Gasse:

„Schnell jetzt, Jorin — brauch deine Kundschaft mit dem Hauptmann am Tor — jetzt heißt es reiten um Leben und Tod — daß wir noch den Herzog erreichen und warnen, eh er in diese Mordfalle rennt! ... Komm, Jorin ...!"







Kratzmann / Kampf unter Sternen